

Was wird aus Afghanistan?

Luxemburger Soldaten sind entsetzt, hier lebende Flüchtlinge verzweifelt. Und die Regierung scheint derzeit vor allem aus dem Außenminister zu bestehen

Verantwortungsvoller Finanzplatz

Edle Ziele sollten die Politik nach 9/11 leiten und dem Image des Standorts dienen

Crèches en sursis

Trois crèches victimes de la reprise en main par le gouvernement du marché de l'accueil des enfants

Zu Höherem berufen

In zehn Tagen wird Jeff Feller neuer Kabinettschef von Xavier Bettel. Er ist der vierte DP-Fraktionssekretär, der in ein liberales Ministerium wechselt

Von Beruf: Zeitungsleser

Steve Jacoby versorgen im Presse- und Informationsamt ihre Abonnenten drei Mal am Tag mit der Presseschau

Photo : Sven Becker



Was wird aus Afghanistan?

Peter Feist

Ganz schnell fiel auch Kabul an die Taliban. Luxemburger Soldaten sind entsetzt, hier lebende Flüchtlinge verzweifelt. Und die Regierung scheint derzeit vor allem aus dem Außenminister zu bestehen

Taliban-Kämpfer, die am Sonntag auf Mopeds und in erbeuteten Humvees durch die Straßen Kabuls fuhren, nachdem sie die afghanische Hauptstadt praktisch ohne Gegenwehr eingenommen hatten. Verzweifelte Afghanen, die sich an ein amerikanisches Transportflugzeug klammerten, das auf dem Kabuler Flughafen zum Start zu rollen begann. Protestkundgebungen in mehreren größeren afghanischen Städten. Eine Pressekonferenz, auf der Taliban-Führer erklärten, die Feindseligkeiten hätten nun ein Ende und Ziel sei nun der Aufbau einer „inkluisiven islamischen Gesellschaft“. Die EU, die sich auf keine gemeinsame Flüchtlingspolitik einigen kann.

Die Bilder und Meldungen nach dem Fall von Kabul, von dem auch US-Geheimdienste überrascht worden sein wollen, weil keiner davon ausging, dass er so schnell geschehen werde, sind welterschütternd. USA und Nato stehen, so kann es einem vorkommen, beinahe wieder dort, wo im Herbst 2001 nach 9/11 der damalige US-Präsident George W. Bush den „Krieg gegen den Terror“ ausrief, der schließlich in einen zwanzigjährigen Krieg einer internationalen Koalition mit Unomandat mündete, aber nicht zu gewinnen war.

Auch in Luxemburg gehen Betroffenheit, Entsetzen und Angst um. Betroffenheit in der Öffentlichkeit, Entsetzen unter Soldaten, die zu den 333 zählen, die zwischen Juni 2003 und Mai dieses Jahres auf Afghanistan-Mission waren, Angst und Verzweiflung unter hier lebenden afghanischen Flüchtlingen.

„Was haben 20 Jahre Militärpräsenz in Afghanistan gebracht?“, fragt ein junger Mann, der heute der Armee nicht mehr angehört, 2008 mit einer Luxemburger Isaf-Mission nach Kabul ging, die dort den Flughafen zu bewachen half und ausländischen Militärs und Politikern Geleitschutz gab. Seinen Namen möchte er lieber nicht in der Zeitung lesen. „Alles war für nichts!“, findet er. Und fragt sich, „was man jetzt den Familien von Solda-

„Alles war für nichts!“, sagt ein ehemaliger Soldat der Armee, der 2008 auf Isaf-Mission war. „Was sagt man jetzt den Familien derer, die in Afghanistan ihr Leben ließen, und was sagt man den Afghanen?“

ten sagt, die in Afghanistan ihr Leben ließen“. Und was man „den Afghanen sagt, denen wir 20 Jahre lang Hoffnung auf Frieden und Sicherheit gaben“.

Sein eigener Einsatz sei natürlich schon lange her, 13 Jahre. „Ich weiß nicht, was seitdem in Afghanistan geschah.“ Seine Mission sei nie in Kampfhandlungen verwickelt gewesen, obwohl sie einer Schnellen Eingreiftruppe angegliedert war, die, wenn es sein musste, innerhalb von Minuten hätte ausrücken sollen, um das Militärlager zu verteidigen, in dem die Luxemburger Soldaten neben anderen untergebracht waren. „Wir fühlten uns einem unsichtbaren Feind gegenüber, ständig“, erinnert er sich. Kabuls Flughafen sei ziemlich schlecht gelegen, vor einer Bergkette. „Von dort aus kann er mit Raketen beschossen werden.“

Der ehemalige Soldat kann es nicht fassen, dass die vom Westen ausgebildete und ausgerüstete afghanische Armee so schnell zusammenbrach. „Ich weiß nicht, ob große Teile der Bevölkerung doch mit den Taliban sympathisieren. Die afghanische Gesellschaft ist auf jeden Fall speziell. Vielleicht stellen viele sich letztendlich auf die Seite derer, die am kampfkraftigsten scheinen. Aber eigentlich sollte das ja die afghanische Armee sein.“ Sie verfüge über eine Ausrüstung, die im Mittleren Osten „ihresgleichen sucht“. Und hatte US-Präsident Joe Biden nicht noch im Juni erklärt, sie sei den Taliban überlegen?

Ganz ähnlich äußerten sich diese Woche auch zwei Soldaten im Fernsehen. Andere diskutieren unter sich intensiv auf Facebook. Wenn gleich die Afghanistan-Einsätze der Luxemburger Armee über fast 18 Jahre verteilt waren, sind die 333 in der Zeit dorthin insgesamt entsandten Männer und Frauen recht viele: Die Armee zählt nur 800 Militärs. Ihr Einsatz in Afghanistan war der bisher längste und teuerste der Armee im Ausland.

Am Dienstag hatte die Taliban-Führung in Kabul eine Pressekonferenz abgehalten – im selben Saal, in dem früher der Sprecher der afghanischen Regierung Journalist/innen empfing. Er wurde von den Taliban getötet. Taliban-Sprecher Zabidullah Mujahid, laut US-Medienberichten ein Mann, von dem Geheimdienste bis vor kurzem nicht sicher gewesen seien, ob er tatsächlich existiere, wiederholte dort schon am Sonntag von den Taliban gemachte Versprechen, es werde keine Vergeltung geübt, Frauen müssten sich nicht vor Gewalt fürchten, dürften eine „aktive Rolle“ in der Gesellschaft spielen, arbeiten und studieren, „aber in den Grenzen des islamischen Rechts“. Doch schon Anfang der Woche gab es Berichte, dass Frauen ihres Arbeitsplatzes verwiesen wurden. Rachemorde wurden ebenfalls gemeldet.

„Ich glaube nicht, dass die Taliban heute anders sind als vor 20 Jahren“, sagt Frau A., die vor sieben Jahren aus Afghanistan floh, nun in Luxemburg lebt und als Flüchtling anerkannt ist. „Die Taliban-Führer sagen das eine, die Realität ist eine ganz andere.“ Nach allem, was sie aus Afghanistan in Erfahrung habe bringen können, dürften Frauen ohne männliche Begleitung das Haus nicht mehr verlassen. „Es beginnt also wieder.“ Frau A. meint, die afghanische Gesellschaft habe sich kaum verändert in den 20 Jahren, die seit dem Sturz des ersten Taliban-Regimes vergangen sind. „Es gibt noch genug Frauen, die nicht arbeiten, nicht studieren wollen.“ Das wäre auch so geblieben, wenn die Präsenz des Westens im Land länger gedauert hätte. A. glaubt nicht, „dass es für mich jemals möglich sein wird, zurückzukehren. Ich würde es gerne tun, lieber als alles andere. Aber ich denke, es ist unmöglich.“

Herr B., ein anderer in Luxemburg lebender Flüchtling, hatte gehofft, der neue US-Präsident würde Donald Trumps Abmachung mit den Taliban rückgängig machen. „Ich habe seine Regierungserklärung am Montag verfolgt. Noch da hoffte ich, er würde sagen, wir haben einen Fehler

gemacht, der Deal mit den Taliban ist schlecht, wir ziehen unsere Soldaten doch nicht ab.“ Mit den Taliban über Frieden zu verhandeln, wie erst die Amerikaner es in Doha taten, dann die afghanische Regierung, sei viel zu spät gewesen. „Das hätte man tun müssen, als in Afghanistan noch 130 000 ausländische Soldaten stationiert waren. Da hätte man eine starke Position gehabt, wäre von den Taliban ernster genommen worden und hätte auch mit Pakistan anders reden können.“ Nun aber, sagt B. „haben wir alles verloren“.

Auch B. glaubt Versicherungen der Taliban-Führung auf Frauenrechte nicht. „Sie sagen, Mädchen dürften zur Schule gehen. Aber das würde voraussetzen, in kurzer Zeit viele neue Schulen zu bauen, denn Jungen und Mädchen sollen getrennt unterrichtet werden. Dafür ist nicht genug Geld da, meine ich, vor allem in den Dörfern. Und zum Unterrichten der Mädchen würden viele Lehrerinnen gebraucht. Die gibt es nicht.“ Die Taliban wüssten das natürlich, und sie würden die Gesellschaft nun „indirekt“ spalten.

Was 20 Jahre westliche Militärpräsenz, Aufbauarbeit, aber auch Krieg wohl für Wirkungen auf die afghanische Gesellschaft hatten? B. denkt lange nach, denn er lebt ja nicht mehr dort, floh vor sechs Jahren über die Berge Richtung Türkei, erhält Informationen nur aus zweiter Hand von Angehörigen und Freunden sowie aus den Medien. Was den Zusammenbruch von Regierung und Armee angehe, sei die Korruption ein Hauptfaktor gewesen. „Keine Regierung in Kabul ging wirklich dagegen vor, Geld wurde nach Ethnien verteilt, das war mafiös.“ Die Armee, das habe er von Freunden erfahren, die ihr angehörten, hätte „bis zur letzten Kugel kämpfen“ können. Doch sei die Unterstützung aus der Luft seitens der Amerikaner seltener geworden – was auch in der US-Presse zu lesen ist –, und die Taliban hätten, soweit er weiß, mit Russland, China, Pakistan und dem Iran ausgehandelt, eine Einnahme Kabuls zu akzeptieren. „Die Taliban ließen die Soldaten daraufhin wissen, wenn

Eine in Luxemburg lebende Afghanin



Sven Becker

Kundgebung zum 1. Mai 2014 in Kabul. Es war die erste, die allmählich erstarkte Gewerkschaften

erste, die allmählich erstarkte Gewerkschaften

wieder organisiert hatten, und auch Frauen nahmen teil



Thomas Kellmann

Ihr die Waffen niederlegt, geschieht euch nichts. Legt ihr sie nicht nieder, töten wir euch und eure Familien.“ So dass es also ums nackte Überleben gegangen sei.

Eine Meinungsäußerung unter vielen. Afghanistan sei „kompliziert“. Nicht nur in den größeren Städten hätten „viele die Demokratie begrüßt“. Auch in dem kleinen Dorf, in dem B. aufwuchs, hätten alle das getan, „auch die Paschtunen, die dort in der Minderheit sind“. Und in dem quasi nur von Paschtunen bewohnten Kandahar sei er als Angehöriger der Minderheit der Hazari zwar aufgefallen, weil Hazari-Männer sich keine langen Bärte wachsen lassen, doch das habe keinen gekümmert. „Alles war friedlich. Und natürlich sind nicht alle Paschtunen Taliban.“ Heute dagegen sieht B. für Afghanistan „null Hoffnung“.

B., ein afghanischer Flüchtling, hoffte noch am Montag, dass Joe Biden einen Rückzieher machen würde

Wie in anderen EU-Ländern herrscht auch in Luxemburg Regierungs-Betriebsamkeit nach der Rückeroberung Afghanistans durch die Taliban. Doch diese Woche schien die Regierung nur aus LSAP-Außenminister Jean Asselborn zu bestehen. Vergangenen Sonntag, die Taliban hatten ihren Einmarsch in Kabul gerade vollzogen, gelang es RTL, den Außenminister noch in den letzten Stunden seiner alljährlichen Sommer-Radtour zu sprechen. Er hoffe, dass es kein Blutvergießen geben werde, sagte der sichtlich konsternierte Minister.

Dass es seitens der Regierung keine offizielle Stellungnahme zu Afghanistan gab, keine Pressemitteilung, keinen Tweet von Premier Xavier Bettel (DP), fiel der Opposition auf. Piraten-Abgeordneter Sven Clement fragte auf Twitter, wann die Regierung sich denn zu Wort melde, und setzte den Hashtag *WhereIsXavier*.

Er verstehe die Frage nach einer offiziellen Erklärung der Regierung nicht, sagte Jean Asselborn am Mittwoch dem *Land*. Und fragte zurück, was Luxemburg denn kommunizieren solle, man tue das ja auf EU-Ebene. „Was wir zu sagen haben, sagen wir im EU-Rat. Wir haben zum Beispiel gesagt, wir nehmen zwölf Afghanen auf, die kurzfristig aus Kabul geholt werden. Das sind Familien. Und dass wir mit Belgien unseren Militärtransporter für eine Evakuierungsmission einsetzen.“

Vielleicht ist es dem Außenminister ganz recht, dass Luxemburg eine Zeitlang ein eher niedriges Profil zeigt, allein er sich zu Afghanistan äußert und dabei die politische Übersicht hat. Am Mittwoch vergangener Woche hatte er vom Urlaub aus in einem Interview mit dem Berliner *Tagesspiegel* Deutsch-

land, Österreich, die Niederlande, Dänemark, Belgien und Griechenland kritisiert, weil sie in einem gemeinsamen Brief an die EU darauf drängten, an Abschiebungen abgelehnter afghanischer Asylbewerber/innen festzuhalten. Diese Woche erklärte er in Interviews in Luxemburg, aber auch in deutschen Medien, die EU brauche ein „Quotensystem“ für die Aufnahmen von Flüchtlingen, doch dafür gebe es „keine Spur“ einer Chance.

Bemerkenswert war diese Woche auch, dass Luxemburg seine humanitäre Hilfe für Afghanistan nicht unterbricht: Sie werde „reevaluiert“ angesichts der neuen Umstände, schrieb das Außenministerium am Mittwoch, aber im Prinzip beibehalten. Damit geht Luxemburg einen anderen Weg als Deutschland, das seine Hilfen am Dienstag auf Eis gelegt hat. ●

Verantwortungsvoller Finanzplatz

Peter Feist

Edle Ziele sollten die Politik nach 9/11 leiten und dem Image des Standorts dienen

Luxemburger Soldaten wurden vergleichsweise spät nach Afghanistan geschickt. Die damalige Juncker-Polfer-Regierung beschloss am 27. März 2003, bis zu zehn Soldaten für die International Security Assistance Force (Isaf) zur Verfügung zu stellen. Luxemburg war damit die 27. Nation, die sich an Isaf beteiligte, die mit Uno-Mandat unter Nato-Kommando operierte, auch ein Kampfverband war und bis zu 130 000 Militärs zählte. Am 27. Juni 2003 flogen neun Luxemburger Soldaten nach Kabul. Einer belgischen Einheit angeschlossen, sollten sie den Kabuler Flughafen bewachen helfen.

Eine großherzogliche Verordnung befristete die Luxemburger Isaf-Beteiligung bis zum 31. August 2003. Am 12. August wurde sie bis Ende Februar 2004 verlängert und danach immer wieder, bis zum August 2012. Im Rotationsverfahren wurden die Soldaten alle sechs Monate ausgewechselt. Als die Isaf Ende 2014 aufgelöst und durch die Resolute Support Mission, ebenfalls unter Nato-Kommando ersetzt wurde, beteiligte Luxemburg sich ab Juni 2015 auch daran. Die letzten beiden Armeeangehörigen kehrten am 19. Mai 2021 von dort zurück.

Weil die Luxemburger Militärpolitik es seit dem Koreakrieg vermieden hatte – und bis heute vermeidet –, die Rolle der Armee im „Kampf“ öffentlich zu diskutieren und die Mandate bei Auslandseinsätzen seit denen im Jugoslawienkrieg ab 1991 als „Friedensmissionen“ abgefasst wurden, geriet die damalige Regierung nach den Terroranschlägen vom 11. September 2001 vor ein enormes Dilemma: Einerseits Solidarität mit den USA zu zeigen, aber was sollten andererseits die ersten Äußerungen von US-Präsident George W. Bush bedeuten, als er einen „Kreuzzug gegen das Böse“ ankündigte, der „diese Leute in ihren Löchern ausräuchern“ werde? Denn einen Tag nach 9/11 hatten die USA den „Bündnisfall“ für die Nato aktivieren lassen, wenngleich zunächst nur provisorisch. Er bleibe „très réservé sur la participation de troupes luxembourgeoises“, erklärte am 17. September 2001 DP-Verteidigungsminister Charles Goerens im *Républicain Lorrain*, und „cette perspective ne me semble pour l’instant pas réelle, ce qui ne veut pas dire qu’elle ne pourrait pas l’être demain“.

Auf der Rechten und der Linken zeichneten sich unterschiedliche Positionen ab. Zwei Tage nach 9/11 kündigte der Leitartikel im *Luxemburger Wort* an: „Die Weltmacht Amerika ist angeschlagen. Untergehen wird sie durch solche Attacken nicht. Sie wird die Mörder jagen. Dafür braucht sie die Unterstützung all ihrer Freunde. Die freie Welt muss enger zusammenrücken.“ Das *Tageblatt* hingegen titelte am 15. September 2001: „Ben Laden, produit des alliés américains en orient“ und interviewte den amerikanischen Journalisten John Cooley. Der hatte 1999 in seinem Buch *Unholy Wars* beschrieben, wie die US-Regierung unter Präsident Jimmy Carter entschied, muslimische Kämpfer aus der ganzen Welt durch die CIA rekrutieren zu lassen, um eine Söldnerarmee gegen die sowjetischen Truppen zu schaffen, die 1979 in Afghanistan einmarschiert waren.

Während Charles Goerens die Aufrüstung der Armee verwaltete, wurde Luxemburg zum besonderen Fürsprecher von Demokratieexport und Nation Building

Diskussionen über Afghanistan, dem George W. Bush am 20. September 2001 in einer Rede vor dem US-Kongress mit einem Angriff gedroht hatte, falls die Taliban Bin Laden und alle anderen Anführer von al Kaida nicht auslieferten, wurden in Luxemburg zunächst nur hinter verschlossenen Türen parlamentarischer Ausschüsse geführt. Immerhin hatte Bush noch erklärt, „dies ist der Kampf für alle, die an Fortschritt und Pluralismus glauben, an Toleranz und Freiheit. Wir bitten alle Länder, sich uns anzuschließen“. Doch was genau das heißen sollte, war noch immer unklar. Zumal US-Außenminister Colin Powell eine Woche nach Bushs Kongressrede sagte, der Sturz des Taliban-Regimes in Afghanistan sei „kein erklärtes Ziel“ der USA.

Die internationale Presse aber begann, den Luxemburger Finanzplatz mit einer eventuellen Finanzierung von Terrorismus in Verbindung zu bringen. Das musste die CSV-DP-Regierung alarmieren. DP-Außenministerin Lydie Polfer klagte nach der Regierungsratssitzung vom 28. September 2001: „Oft wissen die, die über uns schreiben, sehr wenig über den gesetzlichen Rahmen des Bankplatzes. Dabei befinden wir uns im Spitzenpeloton jener Länder, die sich im Kampf gegen die internationale Finanzkriminalität engagiert haben.“ Gleich nach der Zustellung eines Dekrets des US-Präsidenten habe die CSSF „eine Liste mit den Namen von 27 Personen und Organisationen“ überprüft, aber keine Hinweise auf Beziehungen von al Kaida zum Luxemburger Finanzplatz gefunden (*Luxemburger Wort*, 29.9.2001).

Das Finanzparadies als verantwortungsvollen Nato-Partner darzustellen, war Politikziel. Als die USA und Großbritannien Anfang Oktober 2001 Afghanistan zu bombardieren begannen, stellte die Regierung den Findel und den Luxemburger Luftraum zur Verfügung. Gleichzeitig bekräftigten CSV-Premier Jean-Claude Juncker und Außenministerin Polfer, „die größte Herausforderung für die Zukunft besteht in der Reorganisation Afghanistans nach der Niederlage und Entmachtung des Taliban-Regimes“ (Polfer) und „[w]ir müssen uns intensiv darum bemühen, dass in Afghanistan eine demokratisch-repräsentative Regierung an die Macht kommt, und müssen uns mit dem riesigen humanitären Problem in Afghanistan beschäftigen“ (Juncker). Während Charles Goerens die Aufrüstung der Armee verwaltete, wurde Luxemburg zum besonderen Fürsprecher von Demokratieexport und *Nation Building*.

Diesem edlen Ziel, das natürlich auch dem Image des Finanzstandorts zuträglich war, konnte sich die gesamte politische Klasse anschließen. Sie demonstrierte das in der ersten öffentlich abgehaltenen Debatte über Afghanistan am 23. Oktober 2001 in der Abgeordnetenversammlung. CSV und ADR brachten dort dem Vergeltungsschlag der USA mehr oder weniger Verständnis entgegen. Linke und Grüne sinnierten, es gehe vielleicht um eine durch Afghanistan geplante Erdölleitung. Die LSAP und die DP mit ihrem Verteidigungs- und Entwicklungshelferminister Goerens betonten, nach dem Krieg müsse viel Entwicklungshilfe mobilisiert werden.

Lästige Fragen wurden keine gestellt. Etwa nach den Zusammenhängen für das Aufkommen radikalislamischen Terrorismus. Dabei hatte schon 1998 Zbigniew Brzezinski, Sicherheitsberater von US-Präsident Carter, in einem Interview mit dem *Nouvel Observateur* zugegeben, dass die CIA-Operation zur Rekrutierung muslimischer Kämpfer schon vor dem Einmarsch der Sowjetunion in Afghanistan begonnen hatte: „(...) c’est en effet le 3 juillet 1979 que le président Carter a signé la première directive sur l’assistance clandestine aux opposants du régime prosoviétique de Kaboul. Et ce jour-là j’ai écrit une note au président dans laquelle je lui expliquais qu’à mon avis cette aide allait entraîner une intervention militaire des Soviétiques.“

Dass die USA die Sowjetunion damit zur Invasion getrieben hätten, wollte Brzezinski nicht so sehen, „mais nous avons sciemment augmenté la probabilité qu’ils le fassent“. Die Geheimoperation sei „une excellente idée“ gewesen. „Elle a eu pour effet d’attirer les Russes dans le piège Afghan.“ Auf die Frage, ob er nicht bereue, „d’avoir favorisé l’intégrisme islamiste, d’avoir donné des armes, des conseils à de futurs terroristes“, entgegnete er: „Qu’est-ce qui est le plus im-

portant au regard de l’histoire du monde? Les talibans ou la chute de l’empire soviétique? Quelques excités islamistes où la libération de l’Europe centrale et la fin de la guerre froide?“

Als Luxemburg im Juni 2003 die ersten Soldaten nach Afghanistan schickte, hatten die USA im Irak schon den zweiten Krieg begon-

nen. Er lenkte Aufmerksamkeit und Ressourcen von Afghnaistan ab. Insgesamt entsandte Luxemburg bis zum Mai dieses Jahres 333 Soldatinnen und Soldaten zu Isaf und Resolute Support. Bis 2019 kostete das Afghanistan-Engagement, Militärkosten und humanitäre Hilfe zusammengerechnet, nach Regierungsangaben 100 Millionen Euro. ●



Luxemburger Militärs im Einsatz in Afghanistan



Jean-Claude Juncker und Luc Frieden im April 2008 mit George W. Bush im Weißen Haus

LEITARTIKEL

Frauen am Abgrund

Franziska Jäger

Was sich zurzeit in den sozialen Netzwerken abspielt, allen voran *Facebook*, ist zutiefst erschütternd. Da wird beleidigt, beschimpft und gehetzt. Das ist kein neues Phänomen, wenn man ansatzweise mit *Social Media* vertraut ist. Aber nun ist die afghanische Bevölkerung ins Visier der *Hater* geraten. „Direkt zréck mat de Leit wou së hir kommen. Mir kënnen hinen do besser hëllefen. Wirtschaftsflüchtlingen brauchen mir hei keng méi. Letzebuerg an Europa hun elo aner Problemer“, meint ein *User*. Ein anderer wünscht „diesen Leuten eine baldige Heimreise in ihr eigenes Land, sobald sich zeigt, dass die Taliban ihre Versprechungen in die Tat umsetzen. Dann besteht auch kein Grund mehr, dass diese Menschen bei uns bleiben!“ Aber dass die Taliban heute im Vergleich zu 2001 gemäßigter sind, daran glaubt nicht mal Jean Asselborn. „Ich habe große Zweifel, dass die Taliban sich grundlegend verändert haben“, sagte der Außenminister gestern in einem Interview mit dem *Redaktionsnetzwerk Deutschland (RND)*. Wenn Menschen im Internet ihren Hass ungefiltert verbreiten, dann sind Aussagen wie die des österreichischen Innenministers noch mehr Gift. Karl Nehammer (ÖVP) hat unmissverständlich gesagt: „Es gibt keinen Grund, warum ein Afghane jetzt nach Österreich kommen sollte.“ Diese populistischen Äußerungen aus Wien sind das Gegenteil von gemeinsamer europäischer Politik, die wir jetzt mehr denn je brauchen.

Ein anderer *User* gibt sich augenscheinlich emphatischer auf *Facebook*: „Na, hoffentlich werden vorrangig Frauen und Kinder aufgenommen. Die haben den Schutz dringend nötig!“ In der Tat. Niemand hat sich vorstellen können, dass die Taliban so schnell das ganze Land erobern könnten: Innerhalb von wenigen Stunden standen sie in Kabul. Im Moment leidet das gesamte Volk Afghanistans, allen voran die Frauen. Ihnen droht ein riesiger Rückschlag, weil sie nun um ihre Rechte bangen müssen. Taliban-Angehörige teilten vor der erneuten Machtübernahme mit – sie sprechen jetzt eine sanfte Sprache – Frauenrechte im Rahmen des islamischen Rechts akzeptieren zu wollen, Afghaninnen Jobs in der Regierung anbieten zu wollen, weil sie ja „Teil der Gesellschaft sind“. Aber das afghanische Volk nimmt ihnen das nicht ab. Weil es Erfahrung hat mit diesem Regime. Weil es niemals auch nur einen Hauch von Frieden unter den Taliban erlebt hat. Bereits zwischen 1996 und 2001 hatten die Taliban über Afghanistan geherrscht und wir haben gesehen, wie es ist, wenn die Taliban an der Macht sind. In dieser Zeit durften Frauen nicht arbeiten oder zur Schule gehen, Frauen mussten eine Burka tragen und durften nur in Begleitung eines männlichen Verwandten aus dem Haus gehen. Regelverstöße wurden durch die Taliban mit Demütigungen und öffentlicher Prügel bestraft. Talibankämpfer haben in der Vergangenheit Frauen getötet, vergewaltigt und gesteinigt.

Frauen in Afghanistan werden wieder unterdrückt werden und das sind sehr beängstigende Aussichten. Sie haben dort niemanden, an den sie sich wenden können, um Schutz zu suchen oder um Hilfe zu bitten, wenn sie in Gefahr sind. Sie müssen mit der ständigen Angst leben, dass es jederzeit an der Tür klopfen könnte.

Der Einmarsch der Nato-Truppen war damals auch mit dem Ziel begründet worden: „Wir müssen etwas tun für die Frauen und Mädchen.“ Und heute, 20 Jahre später, was ist davon übriggeblieben? Müssen wir humanitäre Hilfe jetzt generell infrage stellen? Ganz klares Nein. Die internationale Gemeinschaft ist heute dringender nötig als je zuvor, um Frieden und Stabilität zu gewährleisten. Sonst werden Afghan/innen sterben, und die ganze Welt schaut nur zu. Wir schauen uns den Untergang Afghanistans an und unternehmen nichts. Wir dürfen Afghanistan jetzt nicht alleine lassen.

KLIMAWANDEL

Wasser bis zum Hals

Nachdem der Straßenprotest von Youth for Climate im vergangenen Jahr in Luxemburg coronabedingt pausieren musste (ein Online-Streik während des ersten Lockdowns zog nur 80 Teilnehmer an), haben die Veranstalter zwei Wochen nach Veröffentlichung des IPCC-Berichts (siehe *d’Land* vom 13.08.2021) in dieser Woche wieder zu einem Schülerstreik aufgerufen. Am Freitag, 24. September, werden die Klimaaktivist/innen sich im Rahmen einer weltweiten Protestaktion am Luxemburger Bahnhof treffen. Das Motto „Uns steht das Wasser bis zum Hals“ ist eine Anspielung auf die rezenten Überschwemmungen in Luxemburg und den Nachbarregionen, die viel Schaden verursacht und europaweit über 200 Menschenleben gefordert haben. Es bezieht sich aber auch auf das infolge der Erderwärmung eingetretene Schmelzen der Gletscher und Polkappen, die den Meeresspiegel immer rascher ansteigen lassen. Vor zwei Wochen hatte der Weltklimarat IPCC vor einer deutlich schnelleren globalen Erwärmung gewarnt, als dies bislang der Fall war. Bei der derzeitigen Entwicklung werde die Erde sich schon 2030 um 1,5 Grad im Vergleich zum vorindustriellen Zeitalter erwärmen, zehn Jahre früher als noch 2018 vorausgesagt wurde. Wetterextreme wie Hitzewellen, Tropenstürme und starke Regenfälle würden heftiger und häufiger auftreten als bisher. Erste Anzeichen sind bereits weltweit erkennbar.

Die EU-Kommission hatte erst kürzlich ihr Programm *Fit for 55* vorgestellt, mit dem sie die Maßnahmen zur Bekämpfung des Klimawandels noch einmal verschärfen will. Das Emissionsreduktionsziel bis 2030 wurde von 40 auf mindestens 55 Prozent erhöht, bis 2050 will die EU klimaneutral sein. Luxemburg hatte sich diese Ziele bereits vergangenes Jahr in seinem Klimaplan gesetzt.

Der Organisation Youth for Climate gehen diese Ziele nicht weit genug. Die Klimapolitik der Luxemburger Regierung bezeichnet sie in ihrem Protestaufruf als halbherzig und wirkungslos. Schon bei ihrem ersten Streik am 15. März 2019 hatte Youth for Climate die Klimaneutralität bis 2030 verlangt. Weiter fordern die Aktivist/innen, dass der Klimawandel als intersektionelle Krise betrachtet werden müsse, bei dem auch strukturelle Phänomene wie Sexismus und Rassismus berücksichtigt werden sollten, erklärt Jerry Simon von Youth for Climate dem *Land*. Sollte die Klimakrise nicht anders zu lösen sein, werde ein gesellschaftlicher Systemwechsel notwendig.

Die letzte große Klimademo in Luxemburg (*United for Climate Justice*) hatte Ende September 2019 stattgefunden (Foto: sb). Danach vernastaltete Youth for Climate nur noch kleinere Protestaktionen, insbesondere vor der Abgeordnetenkammer. ll

P E R S O N A L I E N

Frédéric Genet

banquier et ancien patron de Société Générale Bank & Trust

Blog



W I R T S C H A F T

Krisengewinner

Mit einer Coronasteuer will Vizepremier und Arbeitsminister Dan Kersch (LSAP) die Unternehmen, die von der sanitären Krise profitiert haben, zur Kasse bitten. Obwohl Kersch noch eine Erklärung schuldig bleibt, wie er diese Steuer genau anwenden will und Abgeordnete von DP bis Piraten und selbst LSAP-Politiker inzwischen nachgewiesen haben wollen, dass ein solches Vorhaben in der Praxis nicht umsetzbar sei, hält Kersch am Prinzip fest. Dass es Krisengewinner gibt, ist indes unbestritten. Ein Beispiel ist die Lieferfirma Wedely, die vor sechs Wochen ihre Jahresbilanz für 2020 veröffentlichte. Gegenüber dem Vorjahr konnte der Betreiber der Plattform, H.T. Layer Europe SA, sein Resultat von 90 000 auf 548 000 Euro versechsfachen. Riesige Gewinne erzielt Wedely (noch) nicht, die Lieferplattform konnte sich in der Coronakrise aber Exklusivverträge mit multinationalen Fast-Food-Ketten sichern und sich als Marktführer in Luxemburg etablieren. Dies ist umso erstaunlicher, als das Bezirksgericht Luxemburg im Mai entschieden hatte, dass das Geschäftsmodell von Wedely auf Schwarzarbeit beruhe und illegal sei. Um gegen das auf Ausbeutung basierende Erfolgsmodell von Lieferplattformen vorzugehen, hilft eine Coronasteuer allerdings wenig. Hierfür wäre eher eine Reform des Arbeitsrechts notwendig, die ja tatsächlich unter die Kompetenz des sozialistischen Arbeitsministers fällt. Die Salariatskammer hat bereits vergangenes Jahr einen Gesetzesvorschlag für eine solche Reform eingereicht. ll

Russia (not) today

Dans le dossier très sensible de la licence de *RT Deutschland*, le gouvernement a botté en touche... une action qui a (selon les principes du rugby) pour vocation de repousser la menace. Le 13 août, l'entité germanophone du groupe média piloté par le Kremlin a pris acte de la décision du Luxembourg de se considérer incompétent pour octroyer un agrément de

diffusion pour ses programmes en allemand. Les juristes de *RT* cherchent l'échappatoire. Selon les informations qu'il prodigue au *Land*, le Service des médias, des communications et du numérique (SMC) a reçu le 15 juin une demande d'Autonomous Non-Profit Organization « TV-Novosti », entité basée à Moscou et maison mère de Channel « RT TV », de bénéficier des critères techniques de la directive audiovisuelle en vertu desquels une chaîne originaire d'un pays tiers à l'Union européenne peut demander une licence de diffusion dans la juridiction de son émetteur, en l'espèce le Luxembourg puisque la chaîne est diffusée via les satellites de SES-Astra. Or, après avoir consulté leurs contreparties allemandes, les autorités luxembourgeoises se sont déclarées incompétentes. « As the broadcaster has an office in Germany and a significant part of the workforce involved in the pursuit of the audiovisual media service activity operates in Germany, „RT auf Deutsch“ is deemed to be under the jurisdiction of the Federal Republic of Germany », lit-on dans les éléments de langage diffusés par le SMC qui insiste sur le caractère éminemment « administratif et factuel » de la démarche. À l'*AFP*, le président de l'autorité audiovisuelle Alia, Thierry Hoscheit, explique dimanche que « le gouvernement luxembourgeois dispose d'une certaine marge d'appréciation pour refuser une demande ». Il en dispose donc aussi pour l'accepter. La décision revêt de fait une dimension politique : elle rassure le voisin européen (où les licences audiovisuelles sont refusées aux chaînes appartenant aux États) ou contrarie le cousin russe (*d'Land*, 9.7.2021), puissant allié économique avec qui les relations sont choyées. Contactée, l'ambassade de Russie au Luxembourg n'a pas (encore) réagi. pso

G E S U N D H E I T

Impfen, impfen

An der hierzulande relativ hohen Impfquote gegen Covid-19 liegt es wohl, dass die Corona-Lage weiterhin stabil ist. Das Gesundheitsministerium

verzeichnet in seinem Rückblick auf den Zeitraum vom 9. bis 15. August für die sechste Woche in Folge einen Rückgang der Neuinfektionen: auf 295 gegenüber 404 in der Vorwoche. 76 Prozent der neu Infizierten waren nicht geimpft. Von den hospitalisierten Covid-Patient/innen waren zwei Drittel nicht geimpft, von den auf Intensivstationen Betreuten 83 Prozent. Drei weitere Todesfälle verzeichnet die Statistik. Bis Anfang dieser Woche waren insgesamt 747 315 Impfdosen verabreicht worden. 381 296 Personen sind komplett geimpft. Seit Mitte vergangener Woche und noch bis diesen Samstag können im Impfzentrum in der Limpertsberger Victor-Hugo-Halle Vakzinationen ohne vorab vereinbarten Termin empfangen werden. Die Aktion ist offenbar ein Erfolg: *Le Quotidien* schrieb am Mittwoch, bis zum Dienstag hätten sich mehr als 1 000 Personen impfen lassen. pf

Tierärzte in Sorge

Die Tierärztereinigung und der Collège vétérinaire (Veterinär-Pendant zum Collège médical) sind „in großer Sorge“ wegen einer Abstimmung, die schon Mitte Juli im Ausschuss für Umwelt, öffentliche Gesundheit und Lebensmittelsicherheit des Europaparlaments stattfand. Dort habe die Mehrheit „aus nicht nachvollziehbaren Gründen“ einen Entwurf der EU-Kommission abgelehnt, der festlegt, nach welchen Kriterien bestimmte Antibiotika in Zukunft nur noch für Behandlungen am Menschen eingesetzt und welche auch Tieren verabreicht werden dürfen. Der Kommissionsvorschlag sei mit der EU-Arzneimittelbehörde, der Lebensmittelbehörde, der Seuchenschutzbehörde ECDC und mit der WHO abgestimmt. Seine Ablehnung dagegen hätte, falls sie im September auch im Plenum des Europaparlaments eine Mehrheit findet, ein „komplettes Anwendungsverbot“ von vier Antibiotika in der Tiermedizin ab Anfang 2022 zur Folge. Gegen „viele Infektionskrankheiten“ bei Tieren gebe es in dann keine Behandlungsmöglichkeiten mehr, so Tierärzteverband und Collège in einer am Mittwoch verbreiteten Presseerklärung. pf

Crèches en sursis

Pierre Sorlut

Trois crèches victimes de la reprise en main par le gouvernement du marché de l'accueil des enfants

« Qu'ils aillent nettoyer dans les bonnes crèches. J'ai toujours tout respecté à la lettre », s'empare Carine Jouant au sujet de la fermeture administrative de trois des sept crèches qu'elle exploite. Les agréments des Butzestuff à Belair et Gasperich, ainsi que celui de Babilou n'ont pas été renouvelés par le ministère de l'Éducation. La nouvelle a été communiquée aux familles clientes le 15 juillet. Les crèches n'ont pu rouvrir le 16, explique cette entrepreneuse de l'enfance pourtant expérimentée. Carine Jouant, 57 ans et puéricultrice de formation, est arrivée au Grand-Duché en 1991 pour y fonder Butzestuff, crèche dorénavant fermée sur décision administrative. « J'ai eu des parents en pleurs. Ils ne comprennent pas ce qu'il nous arrive », témoigne l'exploitante. La décision ministérielle jette cent enfants « à la rue » et met 25 emplois en péril, peste-t-elle encore vertement. Carine Jouant en veut à son ministère de tutelle, celui de l'Éducation. Son département « Service de l'éducation et de l'accueil » avait installé une hotline pour éclairer les parents affectés. Après avoir échangé avec des utilisateurs du service, Carine Jouant conclut qu'elle est une victime expiatoire de cette police des crèches dans son opération de nettoyage du marché. (L'exploitante raconte avoir « ramassé » des collaborateurs en sanglots après les visites de contrôle.) Selon les explications retenues, le ministère de l'Éducation aurait fait taire la forte en gueule, celle qui affronte le Léviathan quand ses homologues baissent les oreilles et rentrent la queue.

Malgré ses trois décennies dans le secteur, Carine Jouant trébuche sur les exigences de la réglementation de 2013 relative aux services d'éducation et d'accueil (SEA). Les crèches avaient jusqu'à juillet 2019 pour s'y conformer. De procédure en procédure, les premiers effets du serrage de vis se matérialisent depuis quelques mois. Deux agréments ont été retirés en 2020 (sur les 469 accordés aux structures commerciales, en opposition aux crèches conventionnées bénéficiant directement de fonds publics), cinq en 2021, informent les services du « Menje », où les congés d'août font que personne ne décroche le téléphone. Ou est-ce la sensibilité du dossier ? Celui-ci a fait l'objet d'une couverture médiatique dans *L'Essentiel* du 20 juillet. La députée chrétien-sociale Françoise Hetto-Gaasch s'est promptement inquiétée par voie de question parlementaire des causes de ces onze retraits d'agréments opérés depuis 2017 et mentionnés dans le quotidien gratuit. Le ministre Claude Meisch répond ce mercredi de manière sibylline : « pour différentes raisons », notamment pour des inadéquations en matière d'infrastructures susceptibles de générer des problèmes de sécurité ou d'hygiène. Dans son cas d'espèce, Carine Jouant voit avant tout un « problème administratif » et une injustice à ce que les bâtiments conformes aux législations en vigueur (notamment celle de 2001) lors de la création des crèches deviennent obsolètes suite à des changements règlementaires. Le ministère de l'Éducation identifie comme principal problème que les enfants étaient accueillis au deuxième étage, une incongruité avec la nouvelle réglementation. « Si vous avez le droit de construire une tour de quinze étages en 2001 et que le PAG de 2013 n'autorise plus que les constructions de treize étages, on ne va pas vous demander de raser deux niveaux », s'interroge-t-elle auprès du *Land* ce mercredi. Le ministère avait lui demandé que le nombre d'enfants accueillis soit revu à la baisse. Drastiquement dans le cas de Babilou, crèche ouverte en 2001 et où nous avons rencontré Carine Jouant au mois de juillet. 36 places y étaient ouvertes. Le ministère n'en voulait plus que 24 pour cette structure adaptée au règlement de 2001. Celui-ci exigeait une surface de 3,3 m² par enfant, celui de 2018 4 m² à l'intérieur, 5 en extérieur (soit 90 000 euros par place au prix de l'immobilier dans la capitale si l'on schématise).

Carine Jouant a tenté de lutter pour des raisons de rentabilité (un tiers du chiffre d'affaires raboté), synonyme aussi de maintien d'emploi, souligne-t-elle. Elle passe en revanche sous silence la débâcle qu'elle a subie devant le tribunal administratif. Son avocate Stéphanie Lacroix a déposé pas moins de six recours contre des mises en demeure et décisions du ministère. Dans des jugements rendus le 25 juin, les juges déboutent la demanderesse sur toute la ligne. Trois recours contre des mises en demeure sont rejetés au motif que celles-ci ne sont pas des décisions (comprendre pas des mesures contraignantes). Trois autres saisines sont déboutées au motif que les trois crèches de Madame Jouant opéraient sous un régime dérogatoire en attendant que l'exploitante procède à des travaux ou fasse tourner ses crèches sans nourrissons au deuxième niveau. (Une règle qui a pour but de faciliter l'évacuation des enfants lors d'incendie).

« Qu'on ne vienne pas écraser un secteur sur lequel on s'est appuyé quand on en avait besoin. »

Arthur Carvas, président de la Felsea

Constatant l'absence de mesures contre les manquements en question, le « Menje » n'a pas reconduit les agréments à durée limitée.

Carine Jouant jure ses grands dieux avoir satisfait à toutes les demandes de l'ITM en matière de sécurité et d'hygiène, « et rien ne porte atteinte aux enfants ». Elle reproche aux décisions ministérielles une forte dimension arbitraire et de revenir sur un droit acquis. Les jugements détaillent la pesanteur administrative sur les structures d'accueil avec des demandes d'agréments reconduites de trimestre en trimestre (normalement tous les deux ou trois ans), avec des visites associées et des convocations au ministère pour détailler la remédiation aux éventuels problèmes (un même porte-manteaux peut convenir à une crèche, mais pas à une autre). Les juges résument ainsi : « La partie demanderesse ne saurait ignorer que la présence d'enfants au deuxième étage, constatée lors des visites d'agrément, n'a pas été autorisée, mais a seulement été tolérée de manière provisoire en attendant que la partie demanderesse effectue les travaux de réaménagement de ses locaux qu'elle avait, elle-même, proposés à cet effet ».

Depuis 2020, le ministère de l'Éducation ne délivre plus que des nouveaux agréments à durée déterminée. Interrogé sur un éventuel affermissement de la surveillance des opérateurs, son département communication joue la carte continuité : « Face à la croissance du secteur et du développement au niveau de l'offre SEA, le Menje veille à ce que le contrôle qualité continue à être assuré avec la même efficacité, en adaptant en conséquence les structures de contrôle en place et en se donnant les ressources nécessaires. » En réalité, l'administration reprend la main après le boom de la fin des années 2000 concomitant à l'explosion économique-démographique luxembourgeoise. En 2009, année de l'introduction des chèques service-accueil (CSA), qui assurent un revenu de six euros par heure par enfant aux crèches, le ministère de l'Éducation recensait 113 agréments pour des services d'accueil commerciaux, contre 350 structures conventionnées, tous âges confondus. Fin 2020, les structures privées jouissaient de 469 agréments, les conventionnées de 340. Dans la seule petite enfance (pré-scolaire) les crèches privées rassemblaient fin

juillet autour de 12 000 places avec 365 agréments, les conventionnées 5 000 avec 119 agréments. Cette année, l'État paie 172 millions d'euros pour l'accueil de la jeune enfance dans les structures commerciales et 90 dans les structures conventionnées, soit respectivement 14 300 et 18 000 euros par place (sachant qu'une place peut être occupée par plusieurs enfants selon l'horaire ou le jour). De 2013 à 2016, le groupe de recherche « Doing Quality in Commercial Child-care » de l'Université du Luxembourg a analysé l'offre sur le marché de l'accueil de jour des enfants en s'intéressant particulièrement à la dimension sociale. Le rapport intitulé *Ouverture d'une boîte noire* met le doigt sur « une niche économique longtemps au bord de l'illégalité », alors que « l'accueil des enfants de moins de quatre ans dans des structures privées constitue aujourd'hui un élément indispensable dans le système luxembourgeois d'éducation et d'accueil extra-scolaire ». En 2009, les CSA ont dopé une offre moribonde pour satisfaire les nouveaux arrivants puis les frontaliers, à qui on accordera la jouissance de cet outil limitant le creusement des inégalités sociales (les chèques ayant permis à des parents de financer un encadrement préscolaire à leur progéniture tout en continuant de travailler).

Mais l'opportunité économique a aussi attiré des individus peu scrupuleux qui n'offraient pas les conditions de garde préconisées par la loi de 1998. Celle de 2013 et l'assurance qualité associée en 2016 ont permis de redresser la barre. Mais à quel prix ? Contacté par le *Land*, le président du lobby des crèches (la Felsea) confirme que plusieurs d'entre elles sont en sursis. « La marge de manœuvre se réduit », explique Arthur Carvas par téléphone depuis l'Algarve. « Et il ne faut pas que les structures de qualité rencontrent des problèmes lors des changements de loi », dit-il. Arthur Carvas compare son secteur à celui des banques. Des réglementations couteuses, « mais bienvenues pour la plupart » (professionnalisation, apprentissage du luxembourgeois, accroissement des surfaces, extérieur obligatoire), et cinq indexations face à un chèque accueil plafonné à six euros depuis dix ans ont mené à une consolidation du marché. Acculés, les petits sont repris par les grands qui opèrent de façon pyramidale avec une gestion des dépenses optimisée. Le géant français Babilou rachète ainsi les crèches locales à tour de bras depuis 2017. « Avec six euros, on ne s'en sort plus. Tôt ou tard, cela va porter atteinte aux enfants », regrette le lobbyiste. « On n'est pas à l'abri d'une convention collective », ajoute-t-il, se référant aux syndicats qui prônent la protection des 1 500 salariés du secteur. Puis plane le risque de « la gratuité des crèches », ou plutôt leur financement direct par l'État. O.K., mais dans quelles conditions ? Arthur Carvas prêche pour la création d'une commission paritaire afin de discuter de l'avenir du secteur, « qu'on ne vienne pas l'écraser alors qu'on s'est appuyé dessus quand on en avait besoin. » Et madame Jouant dans tout ça ? Elle explore les possibilités de recours. ●



La crèche Babilou, avenue Gaston Diederich, et son deuxième étage problématique

ZUFALLSGESPRÄCH MIT DEM MANN IN DER EISENBAHN

Der luxemburgische Riesling

Vergangene Woche sorgte der neue Bericht des Intergovernmental Panel on Climate Change (IPCC) für Aufmerksamkeit. „The likely range of total human-caused global surface temperature increase from 1850–1900 to 2010–2019 is 0.8°C to 1.3°C, with a best estimate of 1.07°C“, heißt es in *Climate Change 2021* (S. 7).

Die Vergleichsperiode des IPCC beginnt 1850. Das war ein entscheidender Zeitpunkt in Luxemburg: 1845 hatte der Schmelzherr August Metz in Eich die erste moderne Eisenhütte gegründet. 1848 hatte der hauptstädtische Unternehmer Jean Nouveau eine Dampfmaschine für seine Blechschmiede gekauft. 1851 nahmen die Gebrüder Godchaux eine Dampfmaschine in ihrer Textilfabrik auf der Schleifmühle in Betrieb. 1859 begann die Eisenbahn, Dampfmaschinen und Hochöfen mit Brennstoff zu versorgen.

Der schwedische Humanökologe Andreas Malm nennt das die „primitive accumulation of fossil capital“ (*Fossil Capital*, London, 2016, S. 320). „In fossil fuels, the time of photosynthesis hundreds of millions of years old is compressed so that living labour can be condensed“ (S. 307).

Der Aufstieg des Industriekapitalismus war auch hierzulande der Übergang von der erneuerbaren Energiequelle Wasserkraft zu der fossilen Energiequelle Kohle

Der Aufstieg des Industriekapitalismus war auch hierzulande begleitet vom Übergang von der erneuerbaren Energiequelle Wasserkraft zu der fossilen Energiequelle Kohle. Sie feuerte Dampfmaschinen, Hochöfen und die Produktivität der gegen Lohn Arbeitenden an. Anders als Wasserkraft war diese Energiequelle nicht lokal gebunden, konnte transportiert und auf Vorrat gelagert werden. Sie konnte privat besessen werden. Gemeingut war nur ihr Qualm.

Die quasi unbegrenzte Verfügbarkeit fossiler Energiequellen erlaubte die unbegrenzte Kapitalakkumulation. Den Konkurrenzdruck, Kapital zu investieren,

damit mehr Kapital herauskommt, das wiederum investiert werden muss, auch „Wirtschaftswachstum“ genannt. Ohne Aussicht auf einen Mehrwert setzt kein Metz, Nouveau oder Godchaux sein Geld aufs Spiel.

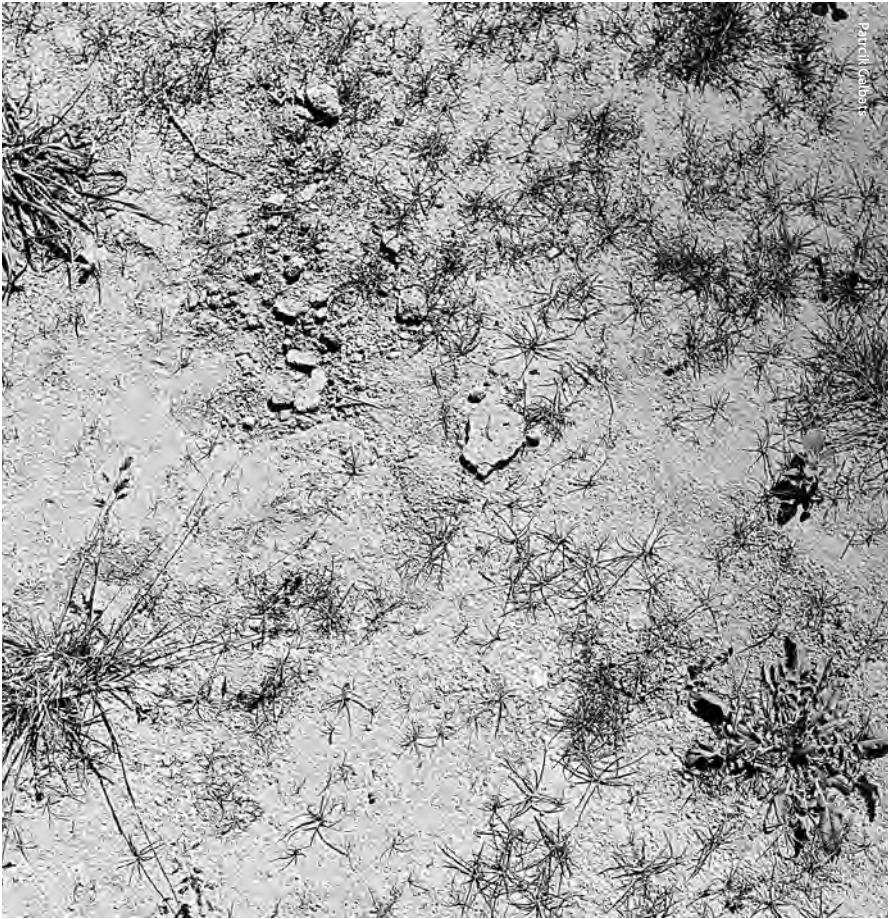
Investitionen in mit Kohle, später Erdöl betriebene Maschinen, Elektrizitätswerke, Fabriken, Raffinerien und Tankstellen werden nicht von der Menschheit getroffen. Über Investitionen entscheidet, wer Kapital besitzt. Das sind sehr Wenige. Die Behauptung, der Klimawandel sei „human-caused“, ist nicht falsch, sondern irreführend.

Auch die grüne Umweltministerin Carole Dieschbourg glaubt an die ökologische Erbsünde des Menschengeschlechts: „Das betrifft jeden, also muss jeder handeln“ (*Tageblatt*, 11.8.21). Vielleicht meinte sie, dass jeder zahlen soll.

Der IPCC-Bericht ist der sechste. Seit 31 Jahren steht in jedem das Gleiche: Es ist höchste Zeit, etwas zu tun. Er rechnet vor, dass während der nächsten Jahrzehnte die Klimaveränderungen in unseren Breitengraden drastischer ausfallen könnten als im globalen Durchschnitt. Der Anstieg der Durchschnittstemperatur, die Zahl der Hitzetage, das Ausmaß der Niederschläge, die Ausdünnung der Schneedecke sollen immer einige Grad, Prozent, Millimeter mehr betragen (*interactive-atlas.ipcc.ch*).

Regierung, Expertinnen und Lobbyisten tagen in klimatisierten Konferenzräumen. Sie setzen darauf, dass in einem reichen Land die Mittel- und Oberschichten auch an Hitzetagen, bei Dürren und Überschwemmungen ihre Schächten ins Trockene bringen. Wie bei jeder Krise zuvor. Sie wollen den Klimawandel bremsen, aber marktkonform. Mit Steuermitteln zur Anschubfinanzierung. Sie machen den Klimaschutz zu einem Geschäft wie den Steuerbetrug und den Tanktourismus. Eine Wachstumsbranche mit Kohlendioxid-Zertifikaten, grünen Investitionsfonds, Sonnenpanelen und Elektroautos.

Die Sprecherin der Jonk Gréng, Tanja Duprez, freut sich, dass „der Klimawandel in manchen Bereichen auch positive Effekte“ zeige. Er habe „nachweislich die Qualität des luxemburgischen Rieslings und der Burgunder-Sorten weiter verbessert“ (*Luxemburger Wort*, 14.8.21). Die Dürreopfer auf Madagaskar wissen es zu schätzen. ● Romain Hilgert



In den nächsten Jahrzehnten könnten die Klimaveränderungen in unseren Breitengraden drastischer ausfallen als im globalen Durchschnitt



Whizz Kid Jeff Feller, schlank, hochgeschossen, blaue Augen, kurze dunkelblonde Haare, blaugrauer Anzug, den ersten Knopf am weißen Hemd geöffnet, galt lange Zeit als politische Nachwuchshoffnung der DP. Kurz nachdem er das Abitur am Lycée classique in Diekirch abgeschlossen hatte, kandidierte er 2011 bei den Wahlen in der aus einer Fusion von Ermsdorf und Medernach hervorgegangenen Ernztalgemeinde und belegte auf Anhieb den zweiten Platz. Mit nur 20 Jahren wurde der Sohn eines Gebrauchtwagenhändlers und einer Bankkauffrau jüngster Schöffe von Luxemburg. Insbesondere in kleineren Gemeinden mit nur sechs oder sieben Beamten/innen seien solche Ämter sehr zeitintensiv, sagt Feller heute. Ein Auslandsstudium sei nicht mehr in Frage gekommen, das Studentenleben habe er nie kennengelernt, bedauert er im Gespräch mit dem *Land*. Seinen Master in Jura machte er an der Uni Luxemburg, von 2015 bis 2017 absolvierte er noch per Fernstudium ein *Master of European Studies* am Centre international de formation européenne.

Sein wahres Interesse galt aber stets der Politik. Der DP war er schon nach den Wahlen 2009 beigetreten. Ausschlaggebend für sein politisches Engagement sei das historisch gute Abschneiden der CSV gewesen, die damals zwei Sitze gewann und ihr bestes Resultat seit der Nachkriegszeit erzielte. Mit der CSV konnte Jeff Feller sich nicht identifizieren und selbst wenn es heute noch keine Partei gebe, die seine Ansichten zu 100 Prozent vertritt, käme die DP seinen politischen Vorstellungen doch am nächsten: Persönliche Freiheit und Selbstverantwortung seien ihm wichtig, inhaltlich der Kampf gegen den Klimawandel. In der DP gebe es inzwischen viele verschiedene Strömungen, sagt Feller, Denkverbote seien tabu. Die Partei versuche pragmatische Lösungen zu finden, ohne sich ideologisch beeinflussen zu lassen. Vor 30 Jahren sei das wahrscheinlich noch anders gewesen.

2011 wurde Feller Generalsekretär der Jonk Demokraten (JDL), 2012 kam er ins *Comité directeur* der Mutterpartei. 2013 wäre er fast in die Kammer eingezogen, doch der 20 Jahre ältere *RTL*-Moderator Marc Hansen erhielt im Norden 38 Stimmen mehr und wurde einige Monate später Staatssekretär unter DP-Bildungsminister Claude Meisch. Im Mai 2014 belegte Feller auf einer jungen Liste den zweiten Platz hinter Charles Goerens bei den Europawahlen, im Juni wurde er *Attaché parlementaire* der DP-Fraktion, kurze Zeit später avancierte er zum Stellvertreter von Fraktionssekretärin Françoise Schlink. 2017 wurde er als Schöffe bestätigt, legte sein Mandat im Gemeinderat aber 2019 nieder, weil er von Medernach im Norden in das zehn Kilometer entfernte Colmar-Berg im Zentrum umzog. Bei den Kammerwahlen 2018 und den Europawahlen 2019 trat Jeff Feller nicht mehr an. Er habe festgestellt, dass er nicht gerne im Rampenlicht stehe und seine Kompetenzen besser einsetzen könne, wenn er Leute berate. Interviews, wie vor sechs Wochen dem *Paperjam* oder dieses Gespräch mit dem *Land* gebe er vor allem aus Pflichtgefühl.

Restrukturierung Im Februar 2019, als Schlink Kabinettschefin von DP-Mittelstandsminister Lex Delles wurde, übernahm Feller das Amt des Frak-

tionssekretärs. Als solcher war er seit März 2019 *Administrateur* der Editions Lëtzebuurger Journal SA und seit November 2019 Vorstandsmitglied des *Journal*-Hauptaktionärs Centre d'études Eugène Schaus (beide Ämter legte er im Mai dieses Jahres nieder). Die mit mehreren Entlassungen verbundene „Restrukturierung“ der liberalen Zeitung und ihre Umwandlung in ein rein digitales Medium hat er aktiv mit umgesetzt.

„Xavier“, den Premier, kennt er schon seit zehn Jahren. Intensiviert hat sich ihr Verhältnis, als Feller Fraktionssekretär wurde. Zu seinen Aufgaben gehörte es, die Kommunikation zwischen Abgeordneten und Regierungsmitgliedern herzustellen. In den vergangenen Jahren hat er ein Vertrauensverhältnis zu Bettel aufgebaut. Seine enge Beziehung zum Premier hat wohl mit den Ausschlag dafür gegeben, dass der ihn im Mai zu seinem neuen Kabinettschef ernannt hat. In zwei Wochen wird Feller das Amt antreten (neuer Fraktionssekretär der DP wird sein Stellvertreter Gene Kasel) und Paul Konsbruck ersetzen, der CEO bei der IT-Firma Luxconnect SA wird. Luxconnect gehört zu 100 Prozent dem Staat und betreibt den Hochleistungsrechner Meluxina. Aus dem Staatsministerium heißt es, Konsbruck habe die Entscheidung für sein Ausscheiden aus dem Staatsdienst selbst getroffen. 2016 war er als Erster Regierungsrat vereidigt worden, sein Mandat läuft eigentlich noch bis 2023. „Jetzt ist ein guter Moment, um einen Schlusstrich zu ziehen. Wenn ich kurz vor den Wahlen aufhöre, heißt es, ich würde nicht mehr daran glauben. Wenn ich kurz danach aufhöre, ist wieder Aufbauarbeit zu leisten oder wir schaffen ein neues Ministerium wie 2018. Und ich hatte nie vor, mein ganzes Leben beim Staat zu bleiben“, schreibt Konsbruck dem *Land*. Sollte nach den nächsten Wahlen eine andere Partei das Staatsministerium übernehmen, würde Konsbruck wohl in irgendeiner Behörde kaltgestellt, die er sich nicht einmal aussuchen darf. Die hohe Arbeitsbelastung während der Corona-Krise dürfte seine Entscheidung mit beeinflusst haben.

Absteiger Fakt ist aber auch, dass Xavier Bettel in den vergangenen Monaten an Popularität eingebüßt

hat. Im Politmonitor von *Wort* und *RTL* belegt er hinter Paulette Lenert und Jean Asselborn nur noch Platz drei. Trotz seiner häufigen öffentlichen Auftritte im Rahmen der Pandemiebekämpfung hat er bei Kompetenz und Sympathie drei Prozentpunkte weniger als im November 2020 (innerhalb eines Jahres sind es sogar vier Prozentpunkte weniger). Nur Martine Hansen (CSV), Dan Kersch (LSAP) und Corinne Cahen (DP) haben noch mehr verloren. Bettels Taktik, in der Coronakrise auf politischen Zusammenhalt zu setzen, ging nur bedingt auf. Seine letzten Ansprachen zur Lage der Nation waren schwach und wurden von Opposition und Presse förmlich zerrissen. Dass er sich Ende Juni mutmaßlich bei einem Besuch in einem Strip-Lokal mit Covid-19 infiziert hat, dürfte ihn weder kompetenter noch sympathischer erscheinen lassen.

Fakt ist, dass Xavier Bettel in den vergangenen Monaten an Popularität eingebüßt hat

Seine diesjährige Rede zur Lage der Nation wird Bettel in der Woche vom 12. Oktober halten. Es wird Jeff Fellers erste Herausforderung als Chef de Cabinet sein. Konsbruck, der ihn im September in das Amt einführen wird, soll ihm bei der Vorbereitung noch behilflich sein. Das Verfassen der Rede zur Lage der Nation ist eine Gemeinschaftsleistung hoher Beamter der gesamten Regierung. Dem Chef de Cabinet des Premierministers obliegen das letzte Wort und der Feinschliff.

Zu Höherem berufen

Luc Laboulle

In zehn Tagen ersetzt Jeff Feller Paul Konsbruck als Kabinettschef von Premierminister Xavier Bettel. Seit 2013 ist er der vierte DP-Fraktionssekretär, der in ein von Liberalen geführtes Ministerium wechselt

enge Beziehung setzt persönliches Vertrauen und bedingungslose Loyalität voraus. Von wem könnte Bettel diese Eigenschaften eher erwarten, als von einem jungen Parteifreund?

Jeff Feller, übrigens nicht verwandt oder verschwägert mit dem Hochkommissar für Nationale Sicherheit und Mamer CSV-Schöffen Luc Feller, sieht seiner neuen Aufgabe mit einer gewissen Vorfreude, aber auch mit Respekt entgegen, wie er dem *Land* erklärt. Das Amt werde sein Privatleben verändern und er habe sich lange mit seiner Ehefrau darüber unterhalten, doch „wenn man wirklich die Chance bekommt, die wichtigsten Politiker im Land beraten zu können und den Anspruch hat, etwas zu bewegen, wie das bei mir der Fall ist, hätte ich es mir nicht verziehen, wenn ich es nicht getan hätte“, erzählt Feller. *The West Wing*, *Borgen* und *House of Cards* hat er bereits gesehen. So weit wie Doug Stamper hofft er für seinen Chef nicht gehen zu müssen. Von Weggefährten wird Feller für sein Wissen, seine Intelligenz, seine Auffassungsgabe und seine Besonnenheit geschätzt. Er sei sehr engagiert, arbeite strukturiert und sei immer gut vorbereitet, sagt Bob Bintz, letzter Bürgermeister von Medernach und seit 2011 Schöffe der Ernztalgemeinde. Alles, wofür man ihn anstelle, führe er super aus, meint der DP-Abgeordnete Max Hahn, mit dem er seit zehn Jahren in JDL, Partei und Fraktion zusammenarbeitet.

Patente Kärel Nach Lex Folscheid (Bildung), Dan Theisen (Familie) und Françoise Schlink (Mittelstand) wird mit Jeff Feller nun ein weiterer Fraktionssekretär der DP Erster Regierungsrat in einem DP-geführten Ministerium. Im Kabinett des Premierministers wird Feller wieder der Jüngste sein. Die anderen Spitzenbeamten/innen des Staatsministers hat er bereits kurz kennengelernt. Keine/r von ihnen ist aktives Mitglied in der DP (oder in einer anderen Partei). Auch Jeff Feller will als Kabinettschef keine Parteipolitik betreiben. Das Staatsministerium sei kein Ressort, wo ein politisches Programm umgesetzt werde, sondern es gehe darum, die alltäglichen Krisen zu bewältigen und das Regierungsprogramm umzusetzen, sagt Feller. Er redet wie ein Politiker. Im Vergleich zu seinem Vorgänger Konsbruck wirken seine Erscheinung und sein Auftreten geradezu staatsmännisch.

Bob Bintz bedauert indes, dass Jeff Feller Medernach und die Ernztalgemeinde verlassen hat. Er sei „ee patente Kärel“ und entstamme einer alteingesessenen Familie im Dorf. Andererseits sei sein politischer Aufstieg keine Überraschung, es habe sich schon früh angedeutet, dass Feller zu Höherem berufen sei. „Ich könnte ihn mir gut als Minister vorstellen“, sagt Bob Bintz dem *Land*. Ausgeschlossen ist es nicht, selbst wenn er sich (vorerst) nicht mehr den Wahlen stellen will. Etienne Schneider und Paulette Lenert wissen, wie der direkte Aufstieg vom Öffentlichen Dienst in die Regierung funktioniert. Doch erst einmal muss Jeff Feller mit dafür sorgen, dass die DP und ihr Premier auch nach dem Superwahljahr 2023 noch in der Regierung sind. Ansonsten könnte der Berufspolitiker schon bald als überbezahlter Beamter in einem *Placard* landen. ●

Offiziell existiert der Titel Chef de Cabinet im Öffentlichen Dienst nicht. DP-Premierminister Gaston Thorn hatte ihn 1974 wohl im Staatsministerium eingeführt, als er den damals 33-jährigen Paul Helminger zu seinem Berater ernannte. Als die CSV 1979 erneut die Regierungsgeschäfte übernahm, wurde er wieder abgeschafft. Jean-Claude Juncker reagierte angeblich allergisch auf den Titel. Der höchste Beamte im Staat ist eigentlich der Generalsekretär des Regierungsrats, der unter Juncker zeitweise von einem *Coordinateur général* begleitet wurde. Albert Hansen war von 1979 bis 1998 Generalsekretär, danach kam Octavie Modert, 2004 folgte Marc Colas, der nach dem Regierungswechsel 2013 durch den DP-Mann Jean-Paul Senninger ersetzt wurde.

Sparring Partner Ende 2015 hat Bettel den Chef de Cabinet wieder im Staatsministerium eingeführt, als er den früheren *RTL*-Journalisten und *Eldo-radio*-Chefredakteur Paul Konsbruck von seinem Kommunikationsberater zu seinem persönlichen Berater beförderte (in anderen Ministerien gibt es den Posten auch). Wie es aus dem Staatsministerium heißt, geschah dies im Rahmen einer Neuorganisation der Verwaltung. Bettel wollte eine Trennung zwischen seiner Aufgabe als Koordinator der Regierung einerseits und seinen Rollen als Ressortchef, Regierungschef und Repräsentant des Landes andererseits. Diese Trennung vollzog Bettel auch in seinem *Backoffice*, indem er dem Generalsekretär der Regierung (seit 2020 Jacques Flies) einen Generalkoordinator (Jacques Thill) und einen Kabinettschef zur Seite stellte. Zu den Hauptaufgaben des Chef de Cabinet zählt die Organisation und Verwaltung des Terminkalenders des Staatsministers, er beschafft ihm die nötigen Dokumente, probt mit ihm seine Ansprachen. Er ist sein erster *Sparring Partner*. Gleichzeitig ist er die erste Anlaufstelle für Lobbyisten und andere Personen, die verlangen, dass der Premierminister ihre Anliegen zur Chefsache erklärt. Er filtert, sortiert und unterbreitet dem Staatsminister die Ideen, die er für wichtig genug hält. Der Premier und sein Chef de Cabinet verbringen viel Zeit miteinander. Diese



Polestar 2

100% électrique

polestar.com



0 L/100KM | CO₂ : 0 G/KM



Ab 5.30 Uhr liest sich Steve Jacoby durch deutsch-, französisch- und englischsprachige Presse

„Ich lese mich jeden Abend in den Schlaf“, sagt Jacoby. „Am liebsten Krimis, da steht nichts drin über Luxemburg.“

Von Beruf: Zeitungsleser

Franziska Jäger

Steve Jacoby und seine Kollegen wissen immer schon vor allen anderen, was in der Welt passiert. Im Informations- und Presseamt (Sip) versorgen sie ihre Abonnenten drei Mal am Tag mit der Presseschau

Morgenstund Wenn Steve Jacoby morgens über die Autobahn nach Luxemburg-Stadt fährt, ist es noch ruhig auf den Straßen. Kein Gehupe, kein Drängeln, kein Stau. Es ist kurz nach fünf. Für einige Minuten hat er den Verkehr im Blick, und dann, für einige Stunden, das Weltgeschehen. Es drängt sich auf, sobald er die Tür aufschließt im Boulevard Roosevelt Nummer 33, dritter Stock, um diese Zeit ist sonst noch niemand im Gebäude. Draußen thront die Gelle Fra auf der Place de la Constitution, drinnen riecht es nach frischgedrucktem Papier, ein Bündel Zeitungen liegt schwer auf dem Bürotisch und annonciert in schwarzen Lettern, was Journalisten rund um den Erdball bis Redaktionsschluss beschäftigt hat. „Afghanistan scheint heute definitiv *das* Thema zu sein“, sagt Jacoby, als er einen Blick auf die Bilder wirft, mit denen die Zeitungen titeln. Steve Jacoby leitet ein kleines Team, das sich um die Kommunikation der luxemburgischen Regierung kümmert. Das im Jahr 1944 unter dem Namen „Informationsamt“ (Office d’information) ins Leben gerufene Informations- und Presseamt (Sip) gehört zum Staatsministerium und untersteht der direkten Aufsicht des Premierministers. Jacobys Abteilung für Pressespiegel stellt täglich drei Presseschauen zusammen, beobachtet die audiovisuelle Presse und versendet die Meldungen der Presseagenturen. Einer durchforstet die Zeitungen, einer scannt die ausgewählten Artikel und speist die jeweiligen Metadaten ein, einer gibt den Scans und den abrufbaren Textdateien den letzten Schliff. Die Artikel werden mit einer Spracherkennung (OCR) versehen und sind so in der Datenbank des Sip als Pdf oder Textdatei zu finden. Empfänger sind höhere Beamte, Minister, Botschafter und Medienhäuser. Für Journalisten ist die Sip-Datenbank ein wichtiges Rechercheinstrument, sie reicht bis 1999 zurück. Wie viele Abnehmer der Luxemburger Pressespiegel hat, das ist „Betriebsgeheimnis“, sagt Jacoby und lacht.

Es ist 5.30 Uhr, als Steve Jacoby erst die Kaffeemaschine und dann den Rechner anschaltet.

9 002 Depeschen liegen ungeöffnet im Postfach, nicht ungewöhnlich nach vier Wochen Urlaub. Das sind alles Agenturmeldungen, „die gehe ich nach Stichworten durch“. An einem Dienstag wie diesem ist normalerweise nicht so viel los wie an einem Montag, wo die Wochenendausgaben noch mitbearbeitet werden müssen. Dienstags kommen auch kein *Spiegel*, *Focus*, *Woxx*, *Land* oder eine *Revue* heraus. Seit knapp 15 Jahren liest Jacoby tag-ein, tagaus Zeitung. Er macht das gerne, wie er sagt. „Ich freue mich immer noch jeden Morgen darauf, aufzustehen, ich bleibe durch meine Arbeit ja immer auf dem Laufenden“, und wenn man ihn so sieht, wie er da in Socken an seinem Schreibtisch sitzt, die Schuhe akkurat platziert, das Obst in Griffnähe, dann glaubt man ihm das. „Auch einen Kaffee, Stéphanie?“, fragt Jacoby. Die Studentin hilft in den Semesterferien aus, mit einem frisch eingestellten weiteren Mitarbeiter ist die Mannschaft für heute komplett. An einer Pinnwand hängen ausgeschnittene Zeitungsartikel, vor allem Karikaturen aus dem *Guardian*. „Der Brexit berührt mich persönlich sehr“, sagt Jacoby. „Das war zu Zeiten, als es den *Guardian* in Luxemburg noch auf Papier gab.“ In einem Interview mit Jean-Claude Juncker ist eine Antwort mit gelbem Textmarker eingekreist: „Ich lese luxemburgische Zeitungen. Der beste Pressedienst der Welt ist der Sip. Sowohl der nationale als auch der internationale Pressespiegel sind perfekt. Es gibt keinen besseren auf der Welt als den luxemburgischen“, teilte der ehemalige Premierminister und Eurogruppenchef damals der *Revue* mit. „Ich bin sicher, das war nicht ironisch gemeint“, sagt Steve Jacoby und macht sich an die Arbeit.

Zuerst sind die nationalen Zeitungen dran. Jacoby scrollt über seinen Bildschirm, über das *Luxemburger Wort*, *Tageblatt* und markiert Beiträge, in denen Regierungen und Ministerien erwähnt werden. Der Pressespiegel soll den Ministern einen Überblick über die Be-

richterstattung über ihre Person und ihr Ministerium ermöglichen. Sie sollen sich auch über die Landesaktualität informieren können. Dabei liegt der Umfang des täglichen nationalen Pressespiegels, bei etwa 50 Artikeln. Heute werden es sommerlochbedingt 32 sein. Der internationale Teil, spätestens um 10 Uhr fertig, kann bis zu 120 Artikel enthalten. Heute 42. Zu Zeiten Jean-Claude Junckers nahm der Wunsch nach Vollständigkeit manchmal groteske Züge an: So findet man in der Datenbank Beiträge mit junckerschen Zitaten aus der *Ostthüringer Zeitung* oder dem *Offenburger Tageblatt*.

Abkürzungen Im nationalen Pressespiegel nimmt Jacoby alle Beiträge über Corona mit, „aber auch Kommunales muss drin sein, weil da Infos für die Gemeindepolitik drinstehen“, erklärt Jacoby. Der Pressespiegel ist eine Momentaufnahme der Presse, eine Reaktion auf die Arbeit der Regierung. Er zeigt den Ministern, welche gerade die wichtigen Themen in der Gesellschaft sind, wie die Information der Regierung über die Presse bei den Menschen ankommt. *Reporter.lu* und das *Lëtzebuerg Journal* sind nicht Teil der Presserevue. Weil sie komplett online sind und ihre Artikel hinter einer Bezahlschranke liegen, würde es dem Geschäftsmodell schaden, wenn ein Teil der Bevölkerung kostenlos auf die Artikel zurückgreifen kann. „Ich verstehe das“, sagt Jacoby, „aber wenn noch mehr Zeitungen ihre Printversionen einstellen und auf den Onlinezug springen, haben wir ein Problem.“

6.41 Uhr, draußen blasen Männer in orangefarbenen Westen Laubblätter weg, drinnen schlägt Steve Jacoby die Zeitungsbblätter um. Auf dem Tisch liegen 19 Ausgaben aus dem europäischen Ausland sowie eine Ausgabe der *New York Times*. Darin werden die Bundestagswahl und das Für und Wider eines höheren Renteneintrittsalters diskutiert. Das bestimmende Thema ist aber die Lage in Afghanistan. Die

Süddeutsche Zeitung aus München kritisiert den amerikanischen Präsidenten Biden dafür, dass der Abzug der US-Truppen überhastet erfolgt sei. Die *Washington Post* bebildert ihr Meinungsstück zum Abzug der US-Truppen mit einem Foto aus der Zeit des Vietnamkriegs. Dazu heißt es: „Die heutige Generation von Amerikanern hofft vielleicht, dass ihnen der Anblick des Falls der afghanischen Hauptstadt Kabul erspart bleibt. Dass sie nicht Zeuge afghanischer Menschenmassen werden, die verzweifelt nach einem Ausweg aus ihrem Land suchen, so wie die Südvietnamesen vor 46 Jahren verzweifelt nach einem Ausweg aus ihrem Land rangen. Doch in der Offensive der Taliban fallen die Städte Afghanistans wie Dominosteine. Wir hätten wissen müssen, dass dieser Tag kommen würde. Dieser längste bewaffnete Konflikt in der Geschichte der USA war ein Krieg, den die Vereinigten Staaten nie gewinnen konnten“, bilanziert die Zeitung aus Amerika. Aus Sicht der *Neuen Zürcher Zeitung* wurde die Realität in Afghanistan zu lange verdrängt: „Afghanistan konnte auch von der mächtigsten Nation der Welt und ihren Verbündeten, mit dem längsten Kriegseinsatz der amerikanischen Geschichte und mit etlichen Milliarden Dollar nicht in die westliche Weltgemeinschaft des 21. Jahrhunderts katapultiert werden. Dazu waren weder die gesellschaftlichen Strukturen noch eine große Mehrheit der Bevölkerung bereit.“ Jacoby überfliegt diese Zeilen in Sekundenschnelle, ohne sie gänzlich zu lesen. Es muss schnell gehen. Den Artikel „Ebola ist zurück in Afrika“ kreist er ein. „Hier geht es um die Elfenbeinküste und weil das Land nicht weit von Mali, Burkina Faso und dem Senegal ist, könnte das von Interesse sein.“ Im Bereich der Entwicklungszusammenarbeit pflegt Luxemburg unter anderen zu diesen drei Ländern in Westafrika projektbezogene Beziehungen. Über anderen Artikeln schreibt Jacoby Abkürzungen wie BA PC, steht für Bankfilialen und Konsumentenschutz; LO, Logement; DD, Développement durable, PD, Protection des données oder ALACRI, steht für

Allemagne Asie centrale Relations internationales. In dem Artikel geht es um deutsche Hilfe für Afghanistan. 116 solcher Abkürzungen liegen ausgedruckt auf dem Schreibtisch. Jacoby kennt sie alle auswendig. „CG, Conflits et guerres, benutzen wir jetzt schon seit 20 Jahren, sagt Jacoby, der dieses Kürzel nun plötzlich nach der Machtübernahme durch die Taliban wieder rauskramen muss.

Papierfreak 7.19 Uhr, Jacobys Handywecker schlägt Alarm. „Ich muss jetzt das pdf für die nationale Presserevue fertigmachen, sonst lese ich hier weiter und kriege nicht mit, wie die Zeit vergeht.“ Studentin Stéphanie schiebt einen Artikel in den Scanner. Rrrrratsch. „Das tut mir immer weh in den Ohren“, sagt Jacoby und hält sich die Hände an den Kopf. Geknittert kommt die Seite wieder raus. „Unser Ziel ist, dass wir mehr und mehr digital werden, aber das ist leichter gesagt als umsetzbar.“ Die *Zeitung vom Lëtzeburger Vollek* liegt nur in Papierversion vor Jacoby. Um 7.48 Uhr schießt er die nationale Presseschau durch den Verteiler. Ausgedruckt wird hier kein Pressespiegel mehr. Außer, Jean-Claude Juncker ist im Haus. Als ehemaliger Premierminister hat er hier noch ein Büro mit Sekretärin. „Juncker ist ein Papierfreak“, sagt Jacoby und lacht. „Einmal haben wir ihm Hunderte Seiten nach Russland faxen müssen, als er dort auf Staatsbesuch war. Früher ist auch immer jemand vom Sip mitgefahren, wenn Minister auf Reisen waren, damit man noch schnell etwas ausdrucken konnte.“

Um 8.47 Uhr erscheint ein Tweet von *Paperjam* auf der Sip-Seite: Die Universität Luxemburg gehört laut Shanghai-Ranking zu den 700 besten Universitäten der Welt, die Bereiche Elektrotechnik und Ingenieurwesen sogar zu den 100 besten. Twitter ist der einzige Kanal aus den sozialen Netzwerken, den Jacobys Team beobachtet. Alles andere wie Facebook und Instagram mache die Onlineabteilung des Hauses. Jacoby, der so viel liest am Tag und doch nichts richtig, hatte eine Zeit lang einen „Lese-ich-später-Stapel“. Ausgerissene Zeitungsseiten mit Artikeln zu Erziehungsfragen oder Testberichten über Smoothie-Mixer, die er sich beiseite gelegt hat, um sie nach Feierabend zu lesen. „Aber dazu kam ich nie, ich habe das irgendwann sein gelassen.“ Das Lesen gehört zum Leben des studierten Geschichtswissenschaftlers. Im Spanienurlaub war er die ersten drei Tage „ganz hippelig“, weil sein Handy kaputt war. „Ich musste meine Frau anbetteln, dass ich wenigstens den *Guardian* lesen kann.“ Wenn er etwas über Luxemburg liest, mailt er es sich zu. Abgewöhnt hat sich Jacoby inzwischen, abends im Bett politische Bücher zu lesen. Das sei vor allem zu Trump-Zeiten nicht gesund gewesen. „Ich lese mich jeden Abend in den Schlaf“, sagt Steve Jacoby. „Am liebsten Krimis, da steht nichts drin über Luxemburg.“ ●

GROSSBRITANNIEN

Wahlheimat UK

Daniel Zylbersztajn-Lewandowski, London

„Ich bin einfach zum Grenzangestellten gegangen und habe meinem BNO-Pass gezeigt. Der Beamte ging kurz weg. Als er zurückkam erklärte er mir, ich sei herzlich willkommen,“ berichtet Ruth Lee (54), die im September letzten Jahres per Flieger von Hongkong über Heathrow eingereist ist und nun in Liverpool lebt. Für Lee, wie für viele andere, war die Ankunft in Großbritannien der letzte Schritt eines permanenten und schon länger geplanten Abschieds aus ihrer Geburtsstadt. Bereits 1997, noch in Zeiten als Hongkong gerade noch eine britische Kronkolonie war, bewarb sie sich für den *British Nationals Overseas Status* (BNO).

Der BNO ist ein Sonderstatus, den die britische Regierung für Hongkonger Bürger/innen in den 1980-er Jahren mit China verhandelt hatte. Um ihn zu erhalten, bedurfte es damals einer einfachen Registrierung, die nur bis zum Jahr 1997, dem Ende der Kronkolonie und der Rückgabe Hongkongs an China, möglich war. Am Anfang bedeutete der Status nicht mehr, als dass er jenen, die ihn besaßen, etwas weniger komplizierte kurze Aufenthalte im Vereinigten Königreich ermöglichte. „Wir dachten, es könnte vielleicht mal auch für etwas anderes nützlich sein“, erzählt Lee.

Lee gibt weiter an, dass sie erlebte, wie die Lage in Hongkong sich seit den niedergeschlagenen Protesten zunehmend verschlechtert habe. Schließlich kam das von China verabschiedete Nationale Sicherheitsgesetz hinzu, welches Proteste weiter kriminalisierte und den geschützten Sonderstatus Hongkongs weiter auflöste. Durch Geschäftsreisen war die ehemalige Logistik-Expertin mit den Verhältnissen in China gut vertraut. Sie kam zu dem Schluss, dass Hongkong bald nicht mehr von China zu unterscheiden sein würde, wegen eines stark eingeschränkten Rechts auf Meinungsfreiheit und der zunehmenden Macht der Kommunistischen Partei Chinas.

Im Juli 2020 beschloss sie nicht länger zu warten und auszuwandern, nachdem der britische Außenminister Dominic Raab angekündigt hatte, die britische Regierung werde Hongkonger Bürger/innen im Vereinigten Königreich aufnehmen und ihnen den Weg zur britischen Staatsbürgerschaft ebnen. Dies sei die historische Verpflichtung des Vereinigten Königreichs gegenüber Hongkongs und auch ein Schritt zur Wahrung der Demokratie und der Freiheit, sagte Raab damals, während er die

Die Einreisenden müssen eine Registrierungsgebühr an den britischen Staat und die Kosten für ihre Gesundheitsversorgung zahlen

Gewaltanwendung und zunehmende Einschränkungen durch China in Hongkong verurteilte.

Konkret bedeutet das Angebot, dass das Vereinigte Königreich allen Hongkonger/innen mit dem BNO-Status, zu dem auch ein spezieller Pass gehört, die Möglichkeit bietet, sich ohne großen bürokratischen Aufwand ins Vereinigte Königreich zu begeben. Dies kann zum permanenten Aufenthalt führen. Auch die Kinder und Enkelkinder von Menschen mit BNO-Status und direkt von ihnen abhängige Personen dürfen mit einreisen. Bei der Ankunft gibt es zunächst ein 36-monatiges Visum, welches danach auf bis zu fünf Jahre verlängert werden kann.

Diese Rechte sind allerdings keineswegs umsonst. Die Einreisenden müssen eine Registrierungsgebühr an den britischen Staat und die Kosten für ihre Gesundheitsversorgung zahlen. Für eine dreiköpfige Familie fallen dafür über fünf Jahre nicht weniger als 23 600 Euro an. Erst nach dem Ende eines fünfjährigen Aufenthalts kann ein permanentes Bleiberecht durch eine weitere Registrierung beantragt werden, zu weiteren Unkosten, die die Antragsteller/innen tragen müssen. Andererseits ermöglicht dieser Weg es theoretisch, dass 72 Prozent aller Einwohner/innen Hongkongs ins Vereinigte Königreich auswandern, insgesamt immerhin 5,4 Millionen Menschen.

Laut Peter Walsh vom Migrationobservatorium der Universität Oxford symbolisiert die groß von der britischen Regierung angekündigte Maßnahme nichts, das wirklich den Namen eines Flüchtlingsprogramms verdiene. Walsh beschreibt es eher als

ein Einreiseprogramm, das auf bereits bestehende Aufenthaltsrechte für Menschen aus Hongkong aufgebaut ist. 2019 hatte es aus Hongkong nur 13 echte Asylanträge gegeben. „Die meisten Menschen, die nun kommen, sind gut begüterte und ausgebildete Personen, die in der Lage sind, sich selbst zu unterhalten“, schildert Walsh weiter. Immerhin gibt es inzwischen eine neue Ausnahmeregel, mit der potentielle ärmere Einwander/innen aus Hongkong Sozialhilfe beantragen können. Für jene, die diese Hilfe in Anspruch nehmen müssen, verlängert sich die

Mindestzeit für einen Antrag zur britischen Staatsbürgerschaft jedoch automatisch von fünf auf zehn Jahre.

Werden mit solchen Regeln viele Menschen dem Beispiel Ruth Lees folgen? Das Oxforder Flüchtlings-Observatorium schätzt, dass sich in den nächsten fünf Jahren zwischen 257 000 und 322 000 Menschen im Vereinigten Königreich niederlassen werden. Ein neues Einreiseangebot an Hongkonger/innen der US-amerikanischen Biden-Regierung könnte diese Zahl etwas niedriger halten. ●



Ruth Lee ist im September letzten Jahres per Flieger von Hongkong nach Großbritannien eingereist

ROUMANIE

Chasse à l'ADN de l'ours

Mirel Bran, Bucarest

La chasse à l'ours a commencé mais les 6 700 plantigrades qui vivent en Roumanie n'ont rien à craindre. Ils ne vont pas se retrouver dans la ligne de mire des chasseurs, mais dans celle des experts en génétique qui s'apprêtent à créer la plus grande base de données sur l'ours en Europe. La Roumanie possède le plus grand nombre d'ours en Europe. Selon les statistiques de l'association World Wildlife Fund (WWF) qui recensent 18 000 ours en Europe, presque quarante pour cent d'entre eux se trouvent en Roumanie. Mais si leur nombre est estimé avec une précision satisfaisante, il est difficile d'obtenir une radiographie exacte de ce trésor de la faune européenne. Combien de mâles et de femelles y a-t-il ? Quelle est la dynamique de leur reproduction, et quelles sont les catégories d'âge ? Combien d'entre eux sont en bonne santé et combien sont malades ? Quels sont ceux qui descendent dans les villages et dans les villes pour se procurer de la nourriture, et quels sont ceux qui restent dans leur habitat naturel ?

Autant de questions auxquelles les nouvelles technologies apportent une réponse, à savoir l'empreinte génétique que l'on obtient en examinant l'ADN présent dans les poils et dans les fèces (excréments). « L'empreinte génétique est la méthode la plus fiable pour estimer la population des ours, a déclaré Barna Tanczos, le ministre de l'Environnement et des Eaux

et Forêts. Cette opération est une première scientifique car cette méthode n'a jamais été appliquée à une population d'ours aussi nombreuse que celle qui se trouve en Roumanie. Chaque preuve génétique aura un code barres qui permettra de digitaliser les informations obtenues sur la base d'analyses ADN. Nous allons travailler avec des experts norvégiens, britanniques, suédois, slovènes et slovaques », poursuit le ministre.

L'UE financera ce projet à hauteur de dix millions d'euros. Outre cette radiographie complète de la population ursine, le gouvernement prévoit l'ouverture d'un centre de soins pour les plantigrades malades, dont le coût est estimé à deux millions d'euros. Plus de soixante hectares de forêts ont été réservés à ce projet à proximité de Brasov, ville située aux pieds des Carpates, dans le centre du pays. « Ce projet est vital pour régler le problème de l'interaction entre l'homme et l'ours, a déclaré Cristian Ghinea, ministre des Investissements et des projets européens. Il s'agit d'une approche nouvelle qui permettra un management moderne de la population ursine. Ce projet permettra aussi de limiter les incidents lors des interactions entre les hommes et les ours. » Ces dernières années, de plus en plus d'ours ont pris l'habitude de descendre dans les villages et les villes à la recherche de nourriture. Le nombre d'attaques a été multiplié, faisant souvent des victimes. Au pays de Dracula l'ours est le roi des forêts et il s'est reproduit à toute vitesse, profitant d'un cadre juridique qui le rend intouchable. En 2015, la Roumanie s'est dotée d'une nouvelle loi pour adapter sa législation avec la directive européenne « Habitats ». La chasse de l'ours a été interdite et les braconniers risquent de lourdes peines de prison.

Quant aux ours qui descendent dans les villages et dans les villes, la loi prévoit qu'il faut appeler un numéro d'urgence, et seules les autorités sont autorisées à intervenir. Le but de l'opération est de

faire peur à l'animal sans mettre sa vie en danger. « Nous avons peur de sortir de chez nous », affirme Fodor Istvan, le maire de Bodoc, village situé au centre du pays très fréquenté par les plantigrades. « Les ours sont partout, ils entrent dans les restaurants et dans les hôtels, et ils ont appris à ouvrir et à vider les frigidaires. Ils mangent tout ce qu'ils trouvent, y compris la viande congelée. On ne peut rien faire contre eux. On appelle les gendarmes qui essaient de leur faire peur avec des pétards, mais ça ne marche pas à tous les coups. La seule solution est d'autoriser leur chasse », prétend l'élu.

Mais chasser l'ours n'est pas une mince affaire. Seuls les ours qui attaquent l'homme peuvent être abattus, et les chasseurs doivent attendre qu'un ordre

soit signé par le ministre de l'Environnement, lequel ne peut signer qu'après avoir reçu le feu vert de l'Académie roumaine. Une telle procédure rend leur abattage mission impossible. En 2020, seulement vingt ours ont été abattus. Le gouvernement s'apprête à approuver une nouvelle ordonnance pour faciliter la chasse de l'ours à partir de la rentrée. « Nous n'avons pas été élus par les ours mais par les hommes », a déclaré le vice-premier ministre Kelemen Hunor. « Nous devons trouver un équilibre dans la gestion de ce problème. Nous n'avons rien contre les ours, mais nous avons été élus pour protéger les hommes avant tout. »

La polémique entre le gouvernement et les associations de défense des animaux est loin d'être finie.

Les associations considèrent que c'est la responsabilité de l'homme d'éviter le contact avec l'ours. Elles accusent le gouvernement de céder face à la pression des paysans et lui demandent de continuer à respecter la directive européenne à ce sujet. Mais la méthode de l'empreinte génétique devrait calmer les esprits. L'analyse ADN permettra de localiser les ours qui ont pris l'habitude de se servir dans les frigidaires des paysans, ainsi que ceux qui attaquent l'homme. La future radiographie de la population d'ours en Roumanie et de ces comportements permettra d'isoler les spécimens qui posent problème. L'ours restera le roi des Carpates, mais ses contacts avec l'homme seront limités. La paix entre l'homme et l'ours se trouve dans l'ADN du plantigrade. ●

Plus de recul

Découvrez le Lëtzebuergger Land en vous abonnant gratuitement durant un mois.

land@land.lu
www.land.lu
téléphone 485757-1

DE VIGNES EN VERRE (5)

Le revers de la médaille

Erwan Nonet

Dans les rayons des supermarchés, on les affiche à tout va. Macaron, étoiles, notes... ces récompenses sont remises à l'issue de séances de dégustation qui ne se valent pas toutes, si bien que certaines sont contestables

Tout le monde en a fait l'expérience : quand on ne sait pas quoi prendre, que les linéaires gavés de bouteilles hypnotisent et que maintenant, vraiment, il faut y aller, va pour la bouteille avec la médaille jaune qui brille. Si elle est primée, elle ne peut pas être mauvaise.

Entre 75 et 80 pour cent des vins sont vendus en grandes surfaces. Or il se trouve qu'en dehors de rares exceptions, c'est précisément là où le conseil fait défaut. Pour grossir le trait, les consommateurs qui ne connaissent pas ou peu le vin achètent là où ils n'ont pas d'informations sur les produits. Compte tenu de la diversité des provenances, des cépages, des millésimes et des couleurs, fatalement, on s'y perd. Au moment d'enclencher l'acte d'achat, quand il faut bien se décider, les médailles sont là. Elles sont un phare efficace dans un univers où l'immensité de l'offre brise les velléités de choix.

Les organisateurs du Concours mondial de Bruxelles, qui avait lieu à Luxembourg en juin dernier, ont chiffré la hausse des ventes provoquée par une médaille. « Nous avons commandé une étude qui a prouvé qu'en grandes surfaces, elle apporte une hausse des ventes de quinze pour cent. Les mêmes bouteilles ont été mises en rayon dans différents magasins, certaines portant la médaille, d'autres pays : la différence était parfaitement visible », relève le directeur du concours, Thomas Costenoble. D'autres études montrent même trente pour cent d'augmentation des ventes pour les vins primés.

Mais ces récompenses, comment sont-elles attribuées ? Les médailles sont octroyées lors de concours, où les dégustations sont faites à l'aveugle par un jury composé en général de trois à sept personnes. Ces séances se déroulent généralement le matin, lorsque les papilles sont encore fraîches. Chaque table déguste une ou plusieurs séries de vins de même origine et de même type. À chaque fois, une à deux douzaines d'échantillons sont servis. Le dégustateur doit ensuite remplir une fiche pour chaque verre, notant les caractéristiques organoleptiques du vin, jugeant de sa qualité et lui attribuant une note selon le barème du concours

Les consommateurs qui ne connaissent pas ou peu le vin achètent là où ils n'ont pas d'informations sur les produits. Les bouteilles tunées convainquent les indécis

(sur vingt, sur cent...). De la moyenne des notes obtenue découle un classement pour chaque série et c'est celui-ci qui déterminera la couleur de la médaille.

Sur le principe, en théorie, il n'y a rien à redire mais dans les faits, l'affaire est bien plus compliquée. Le premier

biais vient du fait que, souvent, l'organisateur est une entreprise commerciale dont le but final est de gagner de l'argent. Comment s'y prend-il ? En faisant payer les vignerons. Confier ses vins n'est pas gratuit. Pour avoir le droit d'être servi, les producteurs payent entre 40 et 200 euros par échantillon, selon les concours. Sachant qu'il peut y avoir jusqu'à 16 000 vins dégustés lors d'un événement (au Decanter Awards par exemple), l'affaire est juteuse. Et puis, les heureux élus doivent encore déboursier pour avoir le droit de montrer leurs récompenses. Les rouleaux de médailles autocollantes sont facturés entre 50 et 140 euros par lot de 1 000, auquel peut s'ajouter une taxe sur le nombre d'hectolitres de vin à médailler. Pour l'organisateur, la tentation de favoriser les gros producteurs mettant beaucoup de bouteilles sur le marché pourrait exister. Ce serait la promesse d'un beau bénéfice...

Autre bémol, décréter que tel vin est meilleur qu'un autre n'a de sens que si le prescripteur est digne de confiance. Or, souvent, la compétence des jurys laisse à désirer. Déguster est un métier et la corporation n'est pas pléthorique, rares sont donc les concours qui ne font appel qu'à des professionnels du vin (acheteurs, œnologues, journalistes...). On peut nommer dans cette catégorie le Concours mondial de Bruxelles ou les Vinales de Paris. Certains grands concours convient jusqu'à 3 000 dégustateurs, difficile de trouver autant d'experts disponibles au même moment.

En conséquence, les vins primés ne sont pas nécessairement les plus intéressants. Il s'agit de vins propres, technologiquement sans défaut mais qui manquent parfois singulièrement de personnalité, cette âme qui élève les grands vins. Les vins médaillés ne sont certainement pas les pires de l'appellation, mais il y a peu de chance qu'ils soient les meilleurs. Ils ne sont que les meilleurs de la dégustation. Cela change quand même beaucoup de choses puisque les domaines les plus qualitatifs ne participent pratiquement jamais à ces épreuves. Ceux-là n'ont pas besoin de l'aide des médailles pour se vendre et, bien souvent, on ne les trouve

même pas dans les supermarchés. Faites un tour chez les cavistes : les vins médaillés y sont très rares.

Les domaines qui participent aux concours sont souvent de gros faiseurs qui ont besoin de cette exposition pour vendre leur production. « Certains marchés pour les grandes surfaces ne sont accordés qu'à des créchants médaillés et, parfois, peu importe la valeur du concours », explique Olivier Sohler, le président de la Fédération nationale des producteurs et élaborateurs de crémant de France. Ces contrats-là sont signés pour de très gros volumes, où les bénéfices se jouent sur la quantité de bouteilles vendues.

La valeur de la médaille est également liée à la proportion de vins récompensés. Pour se prévaloir du patronage de l'Organisation internationale de la vigne et du vin (OIV), un concours doit délivrer moins de trente pour cent de breloques. Cela induit qu'environ un tiers des échantillons présentés repartira avec les honneurs. Cela reste beaucoup mais tous les concours ne répondent pas à ce ratio, certains s'en écartant même prodigieusement. On peut pointer ici les Anglo-Saxons, dont certaines dégustations ne font pas dans la dentelle : 74 pour cent de médaillés pour The Drink Business, 70 pour cent pour les Decanter Awards, 49 pour cent pour l'International Wine Challenge... À tous les coups on gagne, pratiquement. Alors que les enjeux financiers se révèlent d'importance, voire vitaux pour certaines entreprises, les fraudes existent... de la part de toutes les parties d'ailleurs. Un organisateur peu scrupuleux a déjà été pris la main dans le sac en proposant des macarons à un vigneron primé alors que, quelques jours plus tard, le producteur recevait les excuses de la poste qui avait cassé les bouteilles lors du transport. Obtenir une médaille pour un vin qui n'a jamais été dégusté, c'est fort !

Les producteurs peuvent aussi être malhonnêtes, comme l'explique le directeur du Concours mondial de Bruxelles : « Nous allons régulièrement acheter de manière anonyme des vins médaillés en grandes surfaces pour les analyser en laboratoire. Nous comparons ces données avec les échantillons que nous gardons en entrepôt pendant deux ans et nous déterminons si, effectivement, ce sont les mêmes vins. Cette méthode nous a permis de découvrir quatre fraudes, nous avions la preuve que les vins qui arboraient notre médaille n'étaient pas ceux qui avaient été dégustés. Nous avons immédiatement prévenu les enseignes qui ont sorti de leurs rayons tous les vins des domaines incriminés et elles ont lancé des procédures. Cela s'est su et la publicité a été très mauvaise pour ces producteurs qui ont perdu beaucoup de clients. Tant mieux, cela a permis de montrer que nous étions vigilants et qu'il était risqué de tenter de nous bernier. »

Au Luxembourg, petite région productrice où même les grands domaines sont loin des mastodontes internationaux, la participation aux concours ne revêt pas la même importance qu'ailleurs. D'une part les vins sont très majoritairement bus au Luxembourg et, d'autre part, la vente en grandes surfaces ne concerne pas grand monde. Vinsmoselle et les maisons de négoce (Bernard-Massart, Desom, Gales, Saint-Martin et Krier Frères) sont pratiquement les seuls intéressés. Et ici, la place dans le rayon ne sera jamais conditionnée à l'obtention d'un macaron. « Une médaille ne fait jamais de mal, elle peut nous aider à mettre en avant une bouteille dans une publicité par exemple. Mais elles n'ont jamais été une condition pour mettre en vente un vin dans les rayons des grandes surfaces luxembourgeoises », relève Patrick Berg, le directeur de la coopérative Vinsmoselle.

Pourquoi les plus petits producteurs envoient-ils quand même leurs vins alors, mathématiquement, ils ont moins de chance de sortir gagnant ? Souvent, les vignerons indépendants voient ces médailles comme la validation de leurs efforts pour tirer le meilleur de leurs vignes. « Pour moi, cela représente une confirmation : je sais que mes vins me plaisent, mais ça fait du bien de savoir qu'ils convainquent aussi un jury composé d'étrangers, sourit Frank Schumacher (domaine Schumacher-Knepper). Et puis, si ça ne change pas grand-chose au niveau des ventes, les médailles confortent le choix de ceux qui achètent déjà ces vins chez nous. »

Une confirmation qui vaut ce qu'elle vaut et qu'il ne faut pas surinterpréter. On se souvient des larmes de joie de Jean-Marie Vesque (domaine Cep d'Or, à Hëttermillen lors de la proclamation des résultats du Concours des Crémants de France 2018 et du Luxembourg qui avait lieu à Bordeaux : les trois bouteilles qu'il avait présentées avaient remporté une médaille d'or. L'année suivante, lors du même concours mais à Die (dans la Drôme), il n'en avait reçu aucune. Est-ce que tous ces crémants étaient moins bons que les autres cette année-là ? On ne le parierait pas. ●



Médailles du concours mondial de Bruxelles

Pression sur les échanges

Georges Canto

La pandémie a modifié le cours des transactions courantes. Moins de voyages, baisse du prix de l'énergie ou encore le commerce des produits médicaux ont bouleversé les équilibres

Les conséquences de la pandémie de Covid-19 sur les échanges extérieurs dans le monde ont curieusement été peu évoquées depuis début 2020 et la globalisation de la maladie. Cette lacune a été comblée le 2 août avec la publication d'un rapport du Fonds monétaire international (« External Sector Report 2021 : divergent recoveries and global imbalances ») qui montre que la trajectoire suivie depuis 2015 par le solde mondial des transactions courantes, qui mesure les échanges extérieurs des pays, a été profondément modifiée. Depuis plusieurs années, la somme des déficits et excédents avait tendance à diminuer, passant d'environ 3,6 pour cent du PIB mondial en 2015 à 2,84 pour cent en 2019. Au début 2020 on s'attendait à une nouvelle baisse pour atteindre 2,82 pour cent. Au lieu de cela, le solde mondial des transactions courantes s'est élevé à 3,24 pour cent, retrouvant son niveau de 2016. La crise sanitaire est passée par là. Quatre grandes tendances alimentées par la pandémie sont à l'origine de ce rebond.

Les voyages ont diminué, exerçant un impact négatif considérable sur les soldes des transactions courantes des pays où les recettes du tourisme pèsent lourd dans le PIB comme l'Espagne, la Thaïlande et la Turquie. Les conséquences étant encore plus graves pour les petits pays qui dépendent davantage du tourisme. La demande de pétrole s'est effondrée : bien que la chute se soit avérée relativement courte, tout comme celle des prix de l'énergie - les cours ayant remonté au second semestre 2020 - les pays exportateurs de pétrole, comme l'Arabie saoudite et la Russie, ont vu leur solde des transactions courantes diminuer fortement en 2020. Dans les pays importateurs de pétrole, la balance commerciale pétrolière s'est améliorée en conséquence. Le commerce des produits médicaux a explosé. La demande a bondi d'environ trente pour cent pour les fournitures médicales essentielles à la lutte contre la pandémie, comme les équipements de protection individuelle et les matières nécessaires à leur fabrication, avec des répercussions sur les importateurs et les exportateurs de ces biens.

Les pays qui disposent d'un « espace budgétaire » suffisant devraient soutenir la croissance à moyen terme, notamment en augmentant les investissements publics

La structure de la consommation des ménages a changé. Contraints de rester chez eux une partie de l'année, les ménages ont augmenté leurs achats de biens de consommation. Ce changement s'est surtout manifesté dans les pays avancés, où l'achat de biens durables, tels que les appareils électriques utilisés pour permettre le télétravail et l'apprentissage en ligne, a augmenté. En revanche, plusieurs dépenses de services (voyages, hôtellerie, restauration, loisirs et divertissements) ont été fortement réduites. Cela dit, l'impact sur les économies et donc les échanges extérieurs des différents pays a été très variable. Avant même la pandémie, il existait des pays structurellement excédentaires et d'autres continuellement déficitaires avec des montants parfois très importants rapportés à leurs PIB. Comment ont-ils évolué ? Dans son rapport, le FMI étudie un échantillon de 29 pays, dont seize économies avancées. Sur le total, 19 pays étaient excédentaires en 2019, dont quinze de façon continue depuis plusieurs années. Parmi eux figuraient des pays européens plutôt attendus à ce niveau (Pays-Bas, Allemagne et Suisse avec des niveaux de sept à dix pour cent du PIB), d'autres plus surprenants mais dont la position doit beaucoup au tourisme (Italie, Espagne avec deux à trois pour cent du PIB). Chine et Russie font aussi partie des excédentaires habituels.

Sur ces 19 pays, treize ont amélioré leur pourcentage en 2020 malgré la pandémie ! Six économies avancées se trouvent dans ce cas : Singapour, Hong Kong, la Corée, l'Italie, la Suède et l'Australie. Les sept pays émergents ou en développement qui les accompagnent sont la Chine, l'Inde, le Mexique, l'Afrique du sud, l'Argentine, la Pologne et la Malaisie. Un résultat qui s'explique en partie par un simple effet arithmétique puisque la crise s'est traduite par une baisse de la quasi-totalité des PIB des pays du monde. Mais il montre au minimum la résilience de leurs échanges extérieurs. En revanche, sans que cela soit réellement une surprise, sur les dix pays qui étaient déficitaires en 2019, là aussi depuis plusieurs années, plusieurs ont vu leurs déficits s'aggraver en proportion de leurs PIB. C'est notamment le cas du Canada et de la France avec des taux 2020 très proches (respectivement -1,8 et -1,9 pour cent) mais surtout des États-Unis où le déficit atteint -2,9 pour cent du PIB et du Royaume-Uni, qui détient le record des pays développés de l'échantillon (-3,5 pour cent). Trois pays (Belgique, Arabie saoudite, Turquie) sont même passés d'un excédent à un déficit en 2020, très lourd pour le dernier pays cité (-5,1 pour cent).

Pour le FMI si autant de pays ont tiré leur épingle du jeu c'est grâce aux « exceptionnelles mesures de soutien, qui ont permis d'éviter une dépression économique mondiale ». Les déficits, peu nombreux dans l'échantillon (sept pays) ne semblent pas alarmer le Fonds, qui s'inquiète surtout des « déséquilibres excessifs, supérieurs à ce que justifieraient les données fondamentales de l'économie et des politiques économiques appropriées » : ils peuvent avoir des effets déstabilisants sur les pays en alimentant les tensions commerciales et en augmentant la probabilité d'ajustements



La pandémie a cloué les avions touristiques au sol. Ceux du fret ont connu une activité inégale avec le transport des produits médicaux. Ces aléas ont des conséquences sur les balances commerciales

perturbateurs. Or en 2020 leur montant est resté globalement inchangé à environ 1,2 pour cent du PIB mondial. D'autre part Martin Kaufman et Daniel Leigh, les auteurs du rapport, estiment que « la situation financière mondiale favorable, bénéficiant d'un soutien sans précédent de la politique monétaire des grandes banques centrales, a permis aux pays de financer plus facilement de gros déficits de transactions courantes ». Un net progrès par rapport aux crises précédentes, « pendant lesquelles les conditions financières s'étaient fortement durcies, rendant plus difficile de financer des déficits de transactions courantes, ce qui a plongé des pays dans la récession ».

Pour 2021 le FMI prévoit une nouvelle augmentation du total des soldes et un accroissement des écarts entre les bons élèves et les mauvais. Le cas des économies avancées est révélateur. Sur les onze pays excédentaires en 2020, tous le resteront en 2021 et six vont même améliorer leur position. En revanche les cinq déficitaires vont tous le demeurer et quatre verront même leur situation se dégrader : États-Unis, Royaume-Uni, Belgique et France. En somme, les bons élèves seront encore meilleurs et les mauvais seront encore plus à la traîne. Par comparaison les économies émergentes et en développement seront mieux loties. Sur les neuf pays excédentaires en 2020, huit le resteront, même si six d'entre eux seront en baisse et si l'Inde passera en déficit. Sur les quatre déficitaires, un seul connaîtra une dégradation et un autre (l'Arabie saoudite) redeviendra positif.

Le FMI considère cependant que la tendance observée en 2021 ne devrait pas durer. « Les soldes diminueront dans les années à

venir, à mesure que l'excédent de la Chine et le déficit des États-Unis baisseront, pour atteindre 2,5 pour cent du PIB mondial d'ici 2026 », écrivent les auteurs de l'étude. Mais ces prévisions sont fragiles car l'évolution envisagée pourrait être retardée en cas de résurgence de la pandémie, mais aussi « si de grands pays déficitaires, comme les États-Unis, entreprennent une nouvelle expansion budgétaire ». En effet, pour l'organisation basée à Washington, la crise sanitaire n'a pas encouragé à la rigueur les pays dont le solde des transactions courantes était déjà très négatif, c'est pourquoi leurs déficits se sont creusés : ils devraient désormais s'efforcer de « réduire leurs déséquilibres budgétaires à moyen terme et entreprendre des réformes visant à accroître leur compétitivité, notamment dans les politiques d'éducation et d'innovation ».

Mais le Fonds estime aussi que les pays excédentaires comme l'Allemagne, nommément citée, doivent se garder d'accumuler les surplus. Chez ceux qui disposent encore d'un « espace budgétaire » suffisant, les politiques économiques devraient soutenir la croissance à moyen terme, notamment en augmentant les investissements publics. Une « poussée synchronisée » des dépenses de santé à l'échelle mondiale pour mettre fin à la pandémie, et des investissements pour alimenter la reprise, pourraient avoir des effets considérables sur la croissance mondiale, sans pour autant augmenter les soldes mondiaux. Mais pour Kaufman et Leigh les États devraient aussi s'attaquer à la réduction des tensions commerciales et technologiques, et à la modernisation de la fiscalité internationale : l'élimination progressive des barrières tarifaires et non tarifaires, surtout pour les produits médicaux, devrait être une première priorité. ●

Excédent luxembourgeois

La balance courante (ou balance des paiements courants) retrace les flux monétaires liés aux échanges internationaux d'un pays. Elle est composée de la balance commerciale (échanges de biens), de la balance des services et de la balance des revenus. Les différences de structures des économies donnent des poids relatifs variés à ces différentes composantes et certains pays ont tendance à être « naturellement » débiteurs (France) ou créditeurs (Luxembourg). Avoir un solde de balance courante positif permet à un pays d'accroître sa détention d'avoirs étrangers, de rembourser sa dette plus rapidement et de renforcer sa capacité à prêter à d'autres pays. Inversement un solde négatif doit être compensé par des emprunts auprès d'agents économiques extérieurs.

Au Grand-Duché en 2020, le solde du compte des transactions courantes a été positif de 2 753 millions d'euros, à peine moins qu'en 2019. Il est

supérieur à 2 000 millions chaque année depuis 2005. La balance commerciale a été excédentaire de 2 419 millions (elle était déficitaire jusqu'en 2011), mais très loin du surplus de la balance des services, qui était de 21 223 millions, soit au même niveau qu'en 2019, grâce notamment aux services financiers.

En revanche le pays employant un très grand nombre de travailleurs résidant à l'étranger, la balance des rémunérations des salariés est lourdement déficitaire (-10 419 millions). De même, les revenus tirés des investissements extérieurs ne compensent pas les versements faits à l'étranger (déficit de 9 504 millions). Au total, en comptant les « revenus secondaires » (aide internationale et transferts d'argent des résidents de ou vers l'étranger), la balance des revenus accuse un déficit de 20 889 millions qui grignote en grande partie le surplus dégagé par les échanges de biens et de services. gc

Votre publicité ici

Contactez Zoubida Belgacem qui est en charge de la régie publicitaire au sein du Lëtzebuurger Land

+352 48 57 57 32
zbelgacem@land.lu

ZU GAST

Gespensterdebatte

Eine Zeitlang musste mit dem Schlimmsten gerechnet werden. Denn niemand konnte genau vorhersagen, wie unsere Volkswirtschaft durch die Pandemie kommen würde. Heute wissen wir, Luxemburgs Wirtschaft ist – verglichen mit den anderen Staaten der Europäischen Union – glimpflich durch die Krise gekommen. Dies heißt aber nicht, dass die Situation einfach war oder kaum Schaden entstanden ist. Der Gesamtstaat hat das Jahr 2020 mit einem Defizit von 2,6 Milliarden Euro abgeschlossen. Für 2021 wird sich das Minus voraussichtlich auf 1,4 Milliarden Euro belaufen. Obwohl die öffentliche Schuld wächst, wird die Staatsverschuldung wohl unter der Grenze von 30 Prozent im Vergleich zum BIP bleiben. Damit würde Luxemburg weiterhin zu den Musterschülern in der EU in punkto Staatsverschuldung und Neuverschuldung in der Corona-Krise zählen.

André Bauler ist Abgeordneter der Demokratischen Partei

Anstelle des befürchteten „worst case“, eines Wirtschaftseinbruches von bis zu minus 12 Prozent, schrumpfte das BIP im Jahr 2020 nur um 1,3 Prozent. Aber es gibt keinen Grund, sich entspannt zurückzulehnen. Dafür wurden bestimmte Bereiche vor allem des Mittelstandes zu stark in Mitleidenschaft gezogen.

Reflexhaft wird bei einer Krise nach Sündenböcken und Krisengewinnern gesucht. Nach denen also, die von der Krise wirtschaftlich profitiert haben. Besonders eifrige Stimmen aus der Politik wollen nun eine „Corona-Steuer“ einführen, um die Gewinne „unverfrorener Nutznießer“ abzuschöpfen.

Abgesehen davon, dass Steuererhöhungen zum aktuellen Zeitpunkt in höchstem Maße kontraproduktiv wären, weil sie Konsum

und Arbeitsmarkt belasteten, bleibt die Frage, wie sich ein „Nutznießer“ der Krise definiert und in welcher Höhe man seine Gewinne besteuern sollte. Unabhängig davon, werden auch unerwartete oder außergewöhnliche Gewinne ohnehin besteuert – schlicht, weil unser Steuersystem es so vorsieht. Was soll dann noch eine Corona-Steuer? Man muss es klar sagen: Bei diesem Vorschlag handelt es sich eher um eine Gespensterdiskussion.

Mit der unsinnigen Corona-Steuer würden besonders diejenigen gestraft, die in der Krise schnell und flexibel reagiert haben. Betriebe etwa, die ihre normale Produktion auf Schutzmasken umgestellt haben. IT-Dienstleister, die Hard- und Software auf schnellstem Weg tauglich für das Home-Office machten. Oder Brennereien, die von „Dröpp“ auf Desinfektionsmittel umstellten. Wäre es gerecht, den möglichen Gewinn der Jahre 2020 und 2021 mit den Vorjahren zu vergleichen? Nein! Wer legt fest, ob die Jahre zuvor durchschnittlich, besonders gut oder besonders schlecht waren? Wenn Politiker hier nach höheren Steuern verlangen, produzieren sie nur eines: heiße Luft.

Die – zum Glück nur gespensterhafte – Corona-Steuer würde auch unsere wichtigste Wirtschaftsressource treffen: die Innovation. Wer sich während der Krise um Lösungen auf den verschiedensten Gebieten bemüht hat und ein unternehmerisches Risiko eingegangen ist, bei dem ihm kein Staat unter die Arme gegriffen hat, wer sich also „Gedanken gemacht und die Ärmel tatkräftig hochgekrempelt hat“, würde von dieser Sondersteuer bestraft.

Um wirtschaftlich bestehen zu können, braucht Luxemburg kreative und innovative Unternehmen. Kreativität ist in allen Wirtschaftsbereichen wichtig: vom Finanzsektor über Ingenieurwesen und Handwerk bis hin zur Kreativwirtschaft. Eine Corona-Steuer wäre also weder fiskalisch praktikabel noch volkswirtschaftlich sinnvoll. Sommerliche Diskussionen über Steuererhöhungen funktionieren wie das Ungeheuer von Loch Ness – zuerst machen sie viel Wallung, um dann still und leise unterzugehen. ● André Bauler

D’GEDICHT VUN DER WOCH



Après eux, le déluge

Jacques Drescher

Den Export vun Demokratie
An Afghanistan huet 250 000 Doudeger
A siwe Milliounen Flüchtlinge kascht.
56% vun de Leit sinn Alphabeten.

Si riwe sech d'Aen,
Den Ausseminister a seng
„Embedded journalists“.
A stelle sech Froen.

Haten se hir Mäercher
Aus Tausend und einer Nacht
Vum Krich fir Meedercherschoulen
Tatsächlech selwer gegleeft?

60 000 Bauerejongen
Verdreiven 300 000 Zaldoten.
En Härebauer vu Schieren seet:
„Et war e Versuch wäert.“

CHRONIQUES DE L'URGENCE

Périlleux budgets carbone

Jean Lasar



Aire de Berchem : quel futur pour l'export des carburant depuis le Luxembourg ?

S'il restait un budget global de 440 gigatonnes de CO₂ à la fin de l'année dernière, il se trouve que sur notre trajectoire actuelle et malgré les engagements qui se multiplient, ce budget sera pratiquement épuisé dès la fin de cette décennie-ci

Les budgets carbone sont devenus une notion omniprésente du discours sur le changement climatique. Ils sont dérivés des calculs des climatologues et sont généralement formulés de la façon suivante : pour avoir une probabilité raisonnable de rester sous les 1,5 degré ou deux degrés Celsius de réchauffement global de l'atmosphère, l'humanité peut encore émettre telle quantité de CO₂ jusqu'à l'année 2030, 2050, 2060 voire 2100. L'unité de mesure est la gigatonne de gaz carbonique. L'étape suivante consiste à diviser ce chiffre par le nombre d'années restantes pour établir la quantité pouvant être émise annuellement.

À l'origine, les budgets carbone étaient un outil de communication utile et très efficace pour vulgariser les enjeux du défi climatique. Peu à peu, sans doute parce que les politiques auxquels s'adressent les recommandations émises par les scientifiques ont l'habitude de jongler avec les comptes publics, la notion a pris une place centrale dans la formulation des objectifs de politique climatique. Pourtant, l'utilisation courante de l'expression laisse dans l'ombre les nombreux choix conceptuels nécessaires avant de pouvoir procéder au calcul lui-même.

Première question à trancher : s'appuie-t-on sur un modèle de système terrestre (*Earth System Model*, ESM) ou sur un modèle d'évaluation intégré (*Integrated Assessment Model*, IAM) ? Quelle est la part accordée dans ces calculs aux observations effectives ? Font-ils appel à un scénario de type trajectoire représentative de concentration (*Representative Concentration Pathway*, RCP) ? Ont-ils été intégrés dans l'effort international de comparaison de modèle dit CMIP5 (*Coupled Model Intercomparison Project Phase 5*) ?

D'autres questions doivent être résolues avant de pouvoir passer au calcul proprement dit. Si l'on s'accorde désormais généralement à utiliser plutôt l'objectif de 1,5 degré que celui de deux degrés Celsius (tous deux sont mentionnés dans l'accord de Paris), il reste à déterminer si les budgets alloués visent à ménager une probabilité de 50 pour cent de rester sous cette température ou plutôt une probabilité de 66 pour cent. La modélisation doit aussi répondre à la question, loin d'être anodine, de savoir ce qui se passe une fois cet objectif atteint : se contente-t-on d'y parvenir, quitte à ce que la température continue d'augmenter par la suite, ou bien intègre-t-on dans le calcul du budget carbone l'impératif de stabiliser ou de faire baisser ensuite la température globale moyenne ?

Suivant les réponses apportées à ces questions, les méthodes de calcul qui en résultent débouchent sur des fourchettes remarquablement éparées. Des projections fondées sur les ESM suggèrent que les budgets disponibles ont déjà été brûlés, et donc qu'il nous appartiendrait de passer à des émissions nulles du jour au lendemain. D'autres, qui font aussi intervenir en sus les observations, nous permettraient d'émettre encore jusqu'à quelque 500 gigatonnes de CO₂. C'est aussi l'ordre de grandeur que suggèrent des calculs faisant appel aux IAM.

Un point de vue qui semble faire l'objet d'un consensus assez large est qu'il restait un budget global de quelque 440 gigatonnes de CO₂ à la fin de l'année dernière. Or, malgré les engagements qui se multiplient de la part des pays signataires de l'Accord de Paris de parvenir à un objectif net-zéro d'ici le milieu du siècle, il se trouve que sur notre trajectoire actuelle, ce budget sera pratiquement épuisé dès la fin de cette décennie-ci.

Quels que soient les hypothèses et les horizons retenus, le budget résultant représente une contrainte de réduction telle que pour la respecter, le recours à des techniques de captation de CO₂ est systématiquement intégré dans les projections relatives aux efforts de décarbonation : l'on veuille, consciemment ou

non, éviter de placer les pays devant des contraintes perçues comme démesurées et donc inapplicables. Que l'on ignore pour le moment si ces techniques de captation ont la moindre chance de pouvoir être déployées dans les temps et à une échelle suffisante semble ne pas gêner grand-monde.

Même si les frontières nationales ont une pertinence limitée lorsqu'il est question de gaz à effet de serre, le monde est ainsi fait qu'une fois adopté un budget carbone global, il convient ensuite de s'entendre sur une clé de répartition entre pays pour calculer pour chacun son budget national. La clé doit-elle reposer sur la population de chaque État ? Tient-elle compte des responsabilités historiques en matière d'émission, ou vaut-il mieux simplement distinguer entre pays industrialisés et pays en développement ? En tout état de cause, étant donné que la concentration de CO₂ dans l'atmosphère est cumulative (le gaz carbonique émis y demeure plusieurs centaines d'années), il semble logique de prendre en compte, au moins partiellement, les émissions passées. Enfin, n'oublions pas que l'Accord de Paris prévoit que les pays signataires définissent eux-mêmes leurs objectifs, ce qui ne laisse, du moins pour l'instant, aux budgets carbone qu'un caractère purement indicatif.

On le voit, les questions sur lesquelles il faut trancher avant de pouvoir affecter un budget à chaque pays sont nombreuses, épineuses et même, pour certaines d'entre elles, lourdement chargées au plan politique. Même si les discours sur les politiques d'action climatique évoquent les budgets carbone comme s'il s'agissait d'une affaire entendue, d'une donnée dérivée en droite ligne des travaux des climatologues, il convient de se rappeler à tout instant leur caractère éminemment conventionnel, les triangulations méthodologiques parfois hasardeuses, tout comme les compromis diplomatiques boiteux auxquels il faut parvenir pour les adopter.

Peut-être arrivera-t-on d'ici quelques années à la conclusion qu'au vu des désastreuses pratiques politiques dilatoires auxquelles elle est associée, la notion-même de budgets carbone est le parfait exemple de la fausse-bonne idée. S'il s'avère qu'ils sont avant tout utilisés par nos dirigeants irresponsables pour se soustraire à leurs responsabilités, mieux vaudra sans doute, le moment venu, la remettre sur le métier pour la muscler, voire l'abandonner complètement au profit de contraintes immédiates si cela s'avère impossible. ●

Droit de réponse

Im Artikel „Umstrittene Gesundheets-App“ der letzten *Land*-Ausgabe vom 13.08.2021 wird behauptet, DHN würde mittels der Gesundheets-App „(...) den Arbeitskalender der Ärzte kontrollieren und einsehen, welche Medikamente sie verschreiben und welche Labor-Analysen sie in Auftrag geben“. Die AMMD möchte hiermit richtigstellen, dass DHN zu keinem Zeitpunkt Zugriff auf die vom Arzt verschlüsselten und verschickten Daten hat. Diese können folglich gar nicht von DHN gehortet werden. Medizinische wie auch andere persönliche Daten von Patienten werden ausschließlich von der Agence eSanté zugriffssicher verwaltet und gespeichert.

Ziel von DHN ist es eine sichere und benutzerfreundliche digitale Datenübertragung zwischen den Gesundheitsberufen, den Patienten und den

Verwaltungen herzustellen, ohne gesundheitsrelevante Daten zu speichern. Genau deswegen hat die AMMD DHN gegründet und die Gesundheets-App entwickelt. Im Übrigen trägt die Ärzteschaft das Projekt von Anfang an. Dr. Alain Schmit, Präsident; Dr. Guillaume Steichen, Generalsekretär

Anmerkung der Redaktion: In besagtem Artikel hatten Ärzte gegenüber dem *Land* Bedenken zur App geäußert, „weil eine private Firma wie DHN künftig ihren Arbeitskalender kontrollieren und einsehen könne, welche Medikamente sie verschreiben und welche Labor-Analysen sie in Auftrag geben“. Ob die Ärzteschaft das Projekt trägt, wird sich zeigen, wenn DHN oder die AMMD Zahlen darüber vorlegen, wie viele Ärzte sich ihrem informatischen System angeschlossen haben.

Generation #YouToo

Krystyna Dul, Jahrgang 1986, ist eine der 40 Künstler/innen, die die Perspektiven der „Generation Y“ darstellen unter der Überschrift *Brave New World Order* im Casino Luxembourg. Anlässlich der Jungen Kunst Triennale hat die 35-jährige Mutter sich einem ernsten Thema gewidmet: dem sexuellen Missbrauch. Der Titel ihrer Installation lautet *#YouToo* (Foto: Andrés Lejona) – ein Wink an die *#MeToo*-Bewegung. Am 28. August lädt die Künstlerin nun um 10:00 Uhr in das Casino Luxembourg zum Workshop *#YouToo* ein, dessen Titel ergänzt ist durch die Aufforderung *Be te change*. Der Workshop richtet sich an Jugendliche ab 16 Jahren und besteht aus kollektivem Gespräch und kreativem Schaffen. Anliegen des Workshops sei, das Schweigen aufzuheben, das dieses Thema begleite. Mittels ihrer Installation und den Werken weiterer Künstler/innen soll Raum für Reflexion entstehen. Im Gespräch sollen die Teilnehmer/innen des Workshops über sexuelle Gewalt und ihre soziale Tragweite nachdenken. Das Hinterfragen eigener Verhaltensmuster und

das Überwinden traditioneller Rollenbilder stehen im Mittelpunkt. Insbesondere geht es um Sensibilisierung, übergreifiges Verhalten zu erkennen und nicht wegzuschauen, wenn es passiert, sondern zu handeln. Die entstandenen Eindrücke sollen im Anschluss in die Werke der Teilnehmer/innen vor Ort einfließen. Die Künstlerin wies zudem darauf hin, dass es bei dem Projekt nicht darum gelegen sei, gängige Opfer- und Täterrollen zu replizieren. Gleichwohl statistisch gesehen sexuelle Gewalt häufiger Frauen trifft, habe sie für ihre Installation *#YouToo* neben zwei Frauen auch einen Mann interviewt, dem derartiges Leid widerfahren sei. „All the people I interviewed were from Luxembourg and they had a lot to say“, beschreibt Frau Dul gegenüber dem *Land*. Auf die Frage, ob ihr nächstes Projekt *#WeTogether* heißen könne, antwortet sie „why not“. Schließlich lege nichts daran, „to put us in two groups and make it an ‚us against them‘“. Die Teilnahme am Workshop kostet 14 Euro, mit Kulturpass anderthalb. Reservation unter: visites@casino-luxembourg.lu. js



Land

20.08.2021

P R E S S E



Isabella Finzi,

professionelle Fotografin, ist am vergangenen Freitag, 13. August, im Alter von 45 Jahren in Esch/Alzette an einem Krebsleiden gestorben. Ihr Tod löste in den sozialen Medien eine Welle von Beileidsbekundungen aus. Nach ihrem Abitur im Lycée technique des Arts et Métiers absolvierte Isabella Finzi (Foto: Véronique Kolber) ein Studium an der Kunsthochschule Le 75 in Brüssel. Nach ihrer Rückkehr nach Luxemburg begann sie unter prekären Bedingungen als Freelance-Fotografin beim *Tageblatt*. Obwohl ihr Talent und ihre Hingabe schnell ersichtlich wurden, dauerte es sechs Jahre, bis Editpress ihr eine Festanstellung anbot. Pressefotograf/innen arbeiteten damals in Schichten, hatten kaum Wochenenden, schoben zahlreiche unbezahlte Überstunden. Um Nachts brennende Häuser und Unfallautos zu fotografieren, leisteten sie wochenweise ganztägigen Bereitschaftsdienst. Mit der zunehmenden Digitalisierung und wegen Sparmaßnahmen infolge der Zeitungskrise stieg die Belastung weiter an. Isabella Finzi mochte ihren Beruf, doch sie litt unter den Arbeitsbedingungen.

Mehrere Versuche, in anderen Bereichen als professionelle Fotografin Fuß zu fassen, scheiterten. Vor drei Jahren quetschte sie ihre Hand in einer Autotür und erlitt dabei eine Verletzung. Ihr Krankenschein wurde immer wieder verlängert, weil der Handbruch offenbar Komplikationen verursachte. Später stellte sich heraus, dass sie die Verletzung benutzte, um ihr Krebsleiden zu kaschieren. Mehrere Therapieversuche schlugen fehl, eine Überweisung in eine Spezialklinik nach Deutschland scheiterte vergangenes Jahr an den Corona-Bestimmungen. Aus dem Krankenschein kehrte sie nicht mehr zurück, sie blieb aber künstlerisch tätig. Nach François Aussems (51) im Januar verliert das Verlagshaus Editpress mit Isabella Finzi in diesem Jahr seine zweite Fotojournalistin wegen eines Krebsleidens. ||

S C H A U S P I E L

Max Thommes

ist in der Kategorie „starker Auftritt“ am 9. Juni zum Deutschen Schauspielpreis nominiert worden. Die Nominierung für den Preis verdankt sich Thommes’ schauspielerischen Leistung in der ZDF-Produktion



Kommissarin Heller: Panik. In der Krimireihe Kommissarin Heller ist Thommes (Foto: Jeanne Degraa) gleich drei Mal im Einsatz und in den Episoden *Vorsehung* (2018), *Herzversagen* (2019) und *Panik* (2021) zu sehen. In der letzten Episode der Krimireihe, *Panik*, weiß Thommes mit seiner Verkörperung des Tankwarts Max die siebenköpfige Jury des Deutschen Schauspielpreises von sich zu überzeugen. Damit ist er einer von 26 nominierten Akteur/innen, die in insgesamt 8 Kategorien auf die Verleihung des Preises hoffen dürfen. Thommes hat seine schauspielerischen Fähigkeiten schon früh auf den Theaterbühnen Luxemburgs zur Schau gestellt. Als Schüler des Lycée des Arts et Métiers beginnt er sich in Kunst auszubilden, ehe er sich der Schauspielkunst in Berlin widmet. Thommes dürfte durch seine Hauptrolle im belgisch-luxemburgischen Dramas *Mammejong* (2015) sowie durch sein Auftreten in der Sitcom *Weemseesdet* (2011) hierzulande ein Begriff sein. Seit der Berlinale 2012 zeichnet der Bundesverband Schauspiel mit dem Deutschen Schauspielpreis Darsteller/innen in Film, Kino und Serie aus, „die mit ihrer schöpferischen Leistung dem deutschen Film zu einer vielschichtigen Identität verhelfen“ (Webseite des Preises) Am 3. September wird die Verleihungsgala des Deutschen Schauspielpreises stattfinden. Daumen drücken! js

Cleveland in Paris



Nein, damit ist nicht die NBA-Mannschaft gemeint, die zum Showmatch in Paris aufläuft, sondern der Luxemburger Klangkünstler Andrea Mancini aka Cleveland (Foto: Jessica Theis). Mancini ist von einer dreiköpfigen Jury zum diesjährigen *artiste-in-residence* der Cité internationale des Arts in Paris gewählt worden. Dieses Projekt fußt auf einer neuen Partnerschaft, die das luxemburgische Kulturministerium mit dem hiesigen, nationalen Kulturfond (Focuna) und der Cité International des Arts geschlossen hat. Bis Juli diesen Jahres ist Mancini noch für sechs Monate im Luxemburger Kunstzentrum Konschthaus beim Engel beherbergt gewesen. Nun heißt die nächste Etappe „Paris“. Die französische Metropole fügt sich in ein Künstlerportfolio ein, das sich durchaus international nennen kann. Mancini zog es bereits von Brüssel, über Berlin nach Barcelona und wieder zurück nach Luxemburg. Nun nachdem der Nachwuchskünstler sich seinen Platz in der Hauptstadt des Hexagon gesichert hat, kann er hoffen auf einen kreativen Austausch in einer vielfältigen und multidisziplinären Künstler/innengemeinde. Celevlands kreative Kombinationen von

Installation, Ton, Performanz und digitalen Kunstformen steht emblematisch für eine Pluridisziplinarität, die Cleveland als „un atout majeur pour le présent et le futur dans l’art“ hält. Im Mittelpunkt von Clevelands Schaffen steht die Symbiose von Bild und Sound, von zeitgenössischer Elektromusik und Performanz, die zu Abstraktion neigen und weniger zu Tanz als zur Kontemplation einlädt. Mit Cleveland zieht also ein Luxemburger Künstler nach Paris, der die Freiheit der Sicherheit vorzieht, wie er es selbst noch im Mai formulierte (*d’Land*, 14.05.2021). js

F E S T I V A L

Last Summer Dance

Erstmals wieder seit 2019 öffnet Festival (Foto: Sam Flammang) erneut für 3 Tage seine Türen (26.-28. August) für Live-Musik, Workshops und Kunst im *Schlasspark* von Erpeldingen an der Sauer. Dieses Jahr präsentiert sich das Festival in der Covid-Check Edition: das Festivalmodel ist von den Veranstalter/innen Melting Pot leicht angepasst worden, um den Hygienmaßnahmen vor Ort gerecht zu werden. Es handelt sich daher um Last Summer Dance *Sessions*, die weniger lange dauern, dafür aber bis zu 300 Besucher/innen empfangen können. Das musikalische Menü erstreckt sich über mehrere Stilrichtungen und verspricht mit viel Musik *made in Luxembourg* und einem auswärtigen Headliner Klänge für jeden Gusto. Einige Musikkünstler/innen und Bands seien kurz namentlich, gleichsam



als Kostprobe, erwähnt : ÆM (Elektro-Pop), Maale Gars (Hip-Hop), Jambal featuring Culture the Kid (Hip-Hop, Jazz), CHAiLD (Pop), D’Halunken (Folk) und Dessy Mesk (Indie-Rock). Neben der klangvollen Komponente, besitzt das Festival auch dieses Jahr eine interaktive Note. Zwei Workshops werden angeboten: *Bodies Dance and Drawing* von Anne Wirth (mit Voranmeldung) und ein Siebdruck-Workshop des Label Seeds. Unter dem Thema *(re)-connecting*, das den Platz des *social distancing* nach Monaten der Pandemie zumindest konzeptuell einnehmen soll, versammelt das Festival neun, ausgewählte Künstler/innen. Ihre gemeinsame Aufgabe besteht darin das Thema *(re)-connecting* auf neun Plakaten kreativ in Szene zu setzen, um somit einer Ausstellung Gestalt zu verleihen, die über das gesamte Festivalgelände anzutreffen sein wird. Zu den Künstler/innen gehören: Anouk Flesch, Maurizio Fusillo, Anne Gillen, Lynn Kelders, Irina Moons, Daniel Prettenhoffer, Svenia Schreiner, Marthe Viehmann und Julie Wagner. Des Weiteren sind ein *Live-Painting* des Graffiti-Künstlers Alain Welter, eine Installation des Kollektivs Arbeitstitel und eine Skulpturausstellung von Lisa Junius eingeplant. Unterstützung erfährt das Festival seitens des Kulturministeriums, dem

Oeuvre Nationale de Secours Grande-Duchesse Charlotte, dem Service National de la Jeunesse, dem Syndikat Nordstad und der Gemeinde Erpeldingen. Weitere Informationen bezüglich Eintrittspreisen, Programm und Camping können auf der Webseite eingesehen werden: www.lastsummerdance.lu. js



Dom Juan

FESTIVAL D'AVIGNON 2021

Olivier, Tiago, Emma et les autres

Paul Rauchs

« Le Py est derrière nous », a dû se dire Tiago Rodriguez qui remplacera Olivier Py dès la saison prochaine à la direction du Festival d'Avignon. C'est donc fort à propos, qu'il a choisi *La Cerisaie* de Tchekhov pour faire table rase d'un passé qui a fait peu neuve cette année en changeant jusqu'aux sièges de la Cour d'Honneur. Le nouveau patron a recyclé les anciens bancs en bois mort des cerisiers qui ont cessé d'être en fleurs pour être empilés, désempilés, abattus et sciés telles les branches sur lesquelles est assis l'ancien monde. On l'aura compris, nulle mélancolie ni nostalgie dans ce Tchekhov qui n'a séduit ni le public, ni la critique, mais dans lequel nous avons vu une prise de pouvoir qui passe par le meurtre du père. Les teintes du crépuscule prennent les couleurs criardes du kitsch, et la langue chuchotée chère au maître russe accentue les accents verlan des parvenus. Le monde d'hier hésite entre ceux d'avant hier et de demain, en roulant à sens et à contre-sens sur les rails du temps posés sur la scène, avant de s'immobiliser sur le heurtor de l'histoire. Isabelle Huppert, dans le rôle de Lioubov, fait du Huppert, donc du névrosé, du faussement naïf et désabusé, promenant son spleen entre déni et renoncement, fatalisme et acceptation. Adama Diop campe un Lopakhine bipolaire, comme on dirait aujourd'hui, au ton tantôt conquérant et vantard, tantôt empathique, voire culpabilisé. Le couple est secondé par une troupe pas seulement multiculturelle, mais aussi inégale.

Nous avons commencé notre périple avignonnnais par *Kingdom*, une création d'Anne-Cécile Vandalem, nouvelle égérie de la scène belge, coproduite par les Théâtres de la Ville de Luxembourg. Retardés par une pluie diluvienne, spectateurs et actrices se sont retrouvés dans le froid humide de la taïga russe. La météo a donc accentué le naturalisme d'une pièce comme on n'en fait plus, une pièce dont le décor emprunte au réel comme au romantique et qui raconte l'histoire, plus près de Rousseau que de Tchekhov, d'un clan qui fuit la civilisation pour rebâtir un autre monde qui ne tarde pas à se transformer en cauchemar, où le délire paranoïaque le dispute à la réalité apocalyptique. Le jeu des acteurs est solide : les adultes ont du métier, les enfants de la fraîcheur et de la candeur pas si naïve que ça. À une époque où fiction signifie friction entre anciens et modernes, il est rassurant d'assister à une pièce où histoire ne rime pas avec ringard, et où le mot fiction n'est pas une injure.

Notre périple avignonnnais commence par *Kingdom*, une création d'Anne-Cécile Vandalem, nouvelle égérie de la scène belge, coproduite par les Théâtres de la Ville de Luxembourg

Car c'est bien de cette problématique-là que nombre de productions se sont nourries en cette année post-pause-covid. Comme si l'entracte involontaire d'une année avait poussé la société entière à se demander comment se raconter des histoires, sachant que les contes de fées aujourd'hui se muent vite en comptes d'apothicaires. La trilogie *Des Territoires*, écrite et montée par Baptiste Amman et sa troupe, n'a que très imparfaitement répondu à ce défi. Divertissement plus que ravissement, café théâtre plus que drame épique, comique plus qu'humour : on ne s'ennuie certes pas tout au long des sept heures de ce spectacle fleuve, mais n'est pas Sophocle qui veut. Amman incarnait pourtant Oreste ici même, il y a quelques années, dans l'*Orestie* d'Eschyle, merveilleusement mise en scène à l'époque par le regretté Jean-Pierre Vincent. *Des Territoires* tisse certes un habile enchevêtrement entre les petites histoires d'héritage d'une famille de la classe moyenne et l'Histoire avec grande Hache où s'invitent Robespierre, Louise Michel et De Gaulle, c'est-à-dire Révolution Française, Commune de Paris et Guerre d'Algérie. Mais les Atrides chez Amman s'appellent Bidochon, et les frontières qui séparent les territoires sont ici des tristes périphériques qui délimitent des faubourgs, loin des murailles de Mycènes qui excitaient l'envie et la haine des Achéens. D'accord pour un théâtre de divertissement, mais à condition qu'il ne prétende pas revêtir les habits de l'analyse et de la révolte.

La démarche de Christiane Jahaty dans *Entre chien et loup* nous a beaucoup plus séduit. Sa troupe se propose de donner une nouvelle interprétation du film *Dogville* de Lars von Trier. C'est du théâtre dans le théâtre, de l'interaction dans l'action, de la vidéo (intelligente) dans la tragédie, de la comédie dans le drame. Nous nous sommes tous retrouvés dans la peau de ces personnages de bonne volonté qui accueillent avec la bonne conscience de ceux qui ont des privilèges celle qui a des malheurs, ici une réfugiée brésilienne qui semble sortir des rangs du public. Comme dans *Der Besuch der alten Dame* de Dürrenmatt, la vertueuse indignation initiale finit par se dissoudre dans la lâcheté égoïste et cruelle qui consent à ne partager que sa compassion. Tôt ou tard, sous le vernis de la civilisation, l'immoralité, mais surtout l'amoralité naturelle resurgit. « L'homme est un loup pour l'homme », écrit Hobbes dans le *Léviathan*. À part quelques bémols, comme le long monologue bavard et moralisateur vers la fin, la mise en scène est virtuose, le jeu des acteurs jubilatoire, la jouissance du spectateur immense. Mais le miroir que Jahaty nous tend fera-t-il catharsis ? L'art engagé ne finira-il pas en dernier lieu, tel l'obstacle épistémologique de Bachelard, à retarder, voire à empêcher la révolution ? „Noch das äußerste Bewusstsein vom Verhängnis droht zum Geschwätz zu entarten“, écrit Adorno dans l'après-coup d'Auschwitz.

Faut-il alors reconnaître aux seules victimes et à leurs descendants le droit de parler des injustices qu'elles ont subies, d'en rire et d'en pleurer, d'en faire des tragédies et des comédies, des danses et des poèmes ? À l'image d'un Brett Bailey, acteur, danseur, metteur en scène et, pourquoi pas, chamane, originaire d'Afrique du Sud, dont le spectacle *Samson* raconte, que dis-je, chante, danse, peint et recrée le personnage biblique pour faire le procès du colonialisme, de l'esclavage, du racisme, bref de toutes les formes d'oppression et d'extermination. Il y a du Nitsch et du Nietzsche dans ce spectacle, et le miel qui sort du lion n'est pas de lavande, mais de fiel. C'est une messe, une fête, un rituel d'un extraordinaire syncrétisme où Kentridge, bien connu au Luxembourg, n'est jamais loin. À ces bacchanales africaines le public se sent convié et exclu à la fois, voyeur et voyou devant des cris de douleur et de colère, d'amour et de haine, de trahison et de solidarité. Fanon et sa célébration de la violence, applaudie par Sartre, pourrait avoir parrainé ce rite, véritable miroir

posé entre opprimés et oppresseurs, maintes fois traversé, brouillant ainsi les cartes et prouvant par là que si l'histoire est écrite par les anciens vainqueurs, elle est dansée et chantée par ceux qui vont (provisoirement) vaincre, car l'éternel retour dionysiaque de Nietzsche triomphera fatalement de la marche apollinienne de l'histoire hegelienne.

Une autre façon d'aborder l'aporie est celle de la fable, procédé utilisé par l'ensemble FC Bergman. Non, ce ne sont pas des footballeurs suédois, mais des acteurs et auteurs belges qui viennent renforcer la mythique équipe anversoise des Cassiers, Fabre et consorts. Dans *Sheep Song*, ils mettent en scène un mouton qui veut se faire homme et erre de troupeau en troupeau. Il se fait bipède, apprend l'écriture, rencontre un marionnettiste, le seul à parler ou plutôt à baragouiner. Celui-ci lui apprend des choses sur le sexe, et le moins qu'on puisse dire c'est que cet OTNI (objet théâtral non identifié) n'est pas de la masturbation intellectuelle. En essayant de se reproduire, la pauvre brebis ne fait qu'accoucher d'une chimère mort-née. On pense à Ovide et Kafka, mais la métamorphose ovine ne prend pas. La chirurgie non plus, et notre toujours animal finira par être goudronné et emplumé. La musique viendra cependant apporter une ultime consolation toute schopenhauerienne à cette fable aussi noire que le troupeau qui, à la fin, ne voudra plus de son ancien membre. Vaut-il donc mieux rester un mouton ? Zarathoustra ne sera-t-il donc jamais entendu, et le sage ne devrait-il jamais sortir de sa caverne imaginée par Platon ? C'est beau, c'est consensuel, mais aussi (un peu) *Cheap Song*.

On peut revenir aussi, en Avignon plus qu'ailleurs, à la leçon de Jean Vilar et recréer un véritable théâtre populaire. Faisant fi d'intellectualisme, c'est en observant et jouant qu'on se persuade alors de refaire le monde. Dans cet esprit est né en 2009, dans le Maine-et-Loire, le Nouveau Théâtre Populaire. En 6 heures et 30 minutes, qui paraissent 6 minutes et 30 secondes, il enfle *Le Tartuffe*, *Dom Juan* et *Psyché* de Molière, dans un spectacle où le seul titre est programme : *Le Ciel, la nuit et la fête*. Une vingtaine d'acteurs passionnés et candides alternant les rôles, trois metteurs en scène ne se poussant pas du col, des intermèdes parodiant les émissions *people* d'aujourd'hui avec des personnages d'hier, voilà la recette d'un retour aux sources de la farce et de

la force moliériennes. Mais on peut aussi faire le pari inverse et abandonner le théâtre pour l'intellect et la discussion, en convoquant par exemple le toujours alerte centenaire Edgar Morin dans la Cour d'Honneur, via le virtuel. Mais qui venons nous admirer : l'intellectuel toujours brillant ou le sportif qui termine avec bravoure et panache le marathon de sa vie ?

Et puis, il y a l'humain pur, jamais dur. Emma Dante, habituée des lieux, propose deux pièces d'une heure. Dans *Misericordia*, trois prostituées vieillissantes s'occupent d'Arturo, retardé mental, autiste, qui n'aurait pas dû naître mais qui vit, heureux, espiègle, moqueur. C'est la misère de la pauvreté et de la maladie, posée quelque part entre le misérabilisme du réalisme italien et la poésie de Chaplin. Du pur Emma Dante avec trois femmes vêtues de noir comme leur humour, vociférant les mélodrames du Sud, pleurant toutes les larmes de leur corps avant de rire aux éclats, empruntant à leur Sicile natale l'acidité des citrons et la douceur des amandes. Chapeau bas au formidable Simone Zambelli en Arturo ! Cette pièce sur la maladie est un hymne à la santé, comme la pièce suivante, sur la mort, est un hymne à la vie. Si dans nos contrées septentrionales, on commémore le jour des morts, en Italie du Sud on célèbre la fête des morts. La différence est de taille, car c'est le culte des morts qui définit au mieux la mentalité d'une société. Dans *Pupo di Zuccherò*, un vieil homme solitaire s'essaie à confectionner la poupée de sucre qui sera avalée par les défunts : les trois sœurs belles comme une journée à la plage, la vieille tante qui se fait battre par l'oncle, la mère, seule Française dans ce quartier pauvre de Sicile, le père mort, jeune et beau, en mer. Pour notre plus grand plaisir, Emma Dante évoque et convoque une fois encore ses démons qui sont d'abord des anges.

Avec *Le musée* on finit sur l'horreur, c'est-à-dire en pleine actualité. Un terroriste, qu'on devine islamiste, passe la dernière nuit avant sa mise à mort en compagnie du détective qui l'a fait arrêter. Le *Schlachthaus* (sic) de Berne a coproduit ce spectacle d'une violence crue et retenue, où s'affrontent Henry Andrawes et Ramzi Maqdisi, deux monstres (de scène), dans un spectacle signé Bashar Murkus, auteur palestinien qui vit et travaille à Haïfa. Comme quoi, le théâtre aura toujours le mot de la fin. Une faim de paix où la « banalité du mal » est magistralement mise en scène par un Palestinien vivant en Israël !

LITERATUR

(Alp)traum Selbstverwirklichung

Anina Valle Thiele

Nüchterne Sprache, Themen, die den Nerv der Zeit treffen und das Sezieren toxischer Verhältnisse, dafür steht Anke Stelling, die in ihrem Werk den Traum der Selbstverwirklichung mit der Realität linker (Wohn-)Projekte konfrontiert

„Ich verstehe mich insofern als politische Schriftstellerin als ich wirklich Gegenwart erzählen will und mir selbst erzähle, um herauszubekommen: Wo ist es denn das gute Leben?“ Anke Stellings Erfolg ist bemerkenswert: Ihr Roman *Bodentiefe Fenster* (2015) schaffte es auf die Longlist des Deutschen Buchpreises 2015. Der im linken deutschen Verbrecher Verlag erschienene Roman *Schäffchen im Trockenen* (2018) wurde 2019 mit dem Preis der Leipziger Buchmesse ausgezeichnet. 2020 erschien der Erzählband *Grundlagenforschung*. 1971 in Ulm geboren, absolvierte Stelling ein Studium am Deutschen Literaturinstitut in Leipzig. In ihren Romanen und Kurzgeschichten reflektiert und entzaubert sie die einstigen Ideale wie soziale Wohnprojekte, die ideale Partnerschaft und die Vereinbarkeit von Mutterschaft und Beruf. Sie nutzt eine schnörkellose Sprache und setzt auf die kühle, präzise Analyse sozialer Beziehungen.

So wurde ihr Roman *Schäffchen im Trockenen* immer wieder als „Wutschrift“ gelesen. Die Familie der Protagonistin Resi wird von den betuchten Freunden aus einem rot-grünen Berliner Milieu im hippen Szenebezirk Prenzlauer Berg verdrängt. Den sozialen Aufstieg hat die Hauptfigur zwar geschafft, die Bekannten aus der bürgerlichen Mittelschicht lassen sie jedoch bluten, wenn es darauf ankommt, sie lassen sie ihre (Nicht-)Zugehörigkeit spüren. *Schäffchen im Trockenen* ist ein Anschreiben gegen Selbstzweifel, eigene Überzeugungen und eine Anklage der gut situierten, abstoßenden und sehnstüchtig machenden Mittelschicht. Ähnlich wie der vom Feuilleton gefeierte Edouard Louis kanalisiert Stelling ihre Wut in Selbstreflexion über die eigene Herkunft. Ihre Romane *Bodentiefe Fenster* und *Schäffchen im Trockenen* sind zugleich Sozial- und Milieustudie: „Meine Mutter hat alles dafür getan, um zu verbergen, wo sie eigentlich herkam, dass sie kein Abitur und kein Geld hatte. Meine Mutter hat dafür gesorgt, dass Wiebke und ich aufs Gymnasium durften, mithalten konnten (...)\", schreibt ihre Hauptfigur Sandra in *Bodentiefe Fenster*. In *Schäffchen im Trockenen* wird es der Wohnort sein, der den Ausschluss vom Freundeskreis besiegelt. Während der in

Stellings Romane und Geschichten wirken durch das Gegenteil von plakativer Vereinfachung. Vielleicht wird sie ja so den Versprechen der einstigen 68^{er} gerecht: im Hinterfragen dessen, was davon noch geblieben ist

das fortschrittliche Baugruppenprojekt „K23“ (die Pseudokommune von Eigentümerfamilien) zieht, bleibt die Protagonistin Resi mit ihrer Familie zurück. Sie habe beim Erzählen die Wut immer wieder aktiviert, um so die Dringlichkeit zu behalten im Text – auch der politischen Themen. „Natürlich ist mir klar, dass ein Roman keine direkte politische Auswirkung auf den Wohnungsmarkt haben kann. Aber er davon erzählen. Was passiert mit Städten, die entmischt werden, wo irgendwann sogar niemand mehr wohnt, weil es in den Innenstädten nur noch Investoren-Wohnungen gibt“, fragt sich Stelling.

Die Entzauberung des gemeinschaftlichen, selbstverwalteten Wohnprojekts schildert sie eindringlich in *Bodentiefe Fenster*. In ihren Beschreibungen prallt die Ideologie der einstigen 68er-Ideale auf den schnöden Alltag. „Meine Gruppe ist nicht meine Gruppe, wir haben keine gemeinsame Utopie, wir haben ein Haus mit bodentiefen Fenstern, und das Einzige, was von dem Slogan meiner Kindheit übrigbleibt, ist die Behauptung, dass ‚Gemeinschaft‘ etwas Positives sei, dabei hindert sie uns daran, überhaupt etwas zu tun. Weil wir

Autorin Anke Stelling im Overall



ANKE STELLING

GRUNDLAGEN
FORSCHUNG
ERZÄHLUNGEN

uns niemals darauf einigen werden, was genau, und es unfair ist, wenn Einzelne vorpreschen. (...) Wir sind auf den Begriff ‚generationenübergreifend‘ reingefallen und werden sie also niemals loswerden, die Lebenslügen unserer Mütter, ihre unheilvollen Strategien, sich Selbstverwirklichung einzureden“, so Sandra in *Bodentiefe Fenster*.

Stelling weiß, wovon sie schreibt: Sie lebt in Berlin in einem selbstverwalteten Mietshaus, als Genossenschaft gegründet und als gemeinschaftlich generationenübergreifendes Projekt angelegt. Auch dort löst der Alltag die Erwartungen nicht ein, dennoch bleibt sie Verfechterin von Versuchen alternativer Wohn- und Lebensformen. „Ich habe eine große Sehnsucht nach dem Experiment. Wenn etwas nicht gut läuft, ok, wie kann es besser gehen?“

Ihre Charaktere sind meist starke Frauenfiguren, die dennoch an den Zwängen in Partnerschaft, Fa-

milie und ihrem Dasein fast zerbrechen. In ihrem Kurzgeschichtenband *Grundlagenforschung* (2020) sind es toxische Beziehungen, die nach außen hin normal (er)scheinen, deren Verhältnisse sich jedoch durch Erniedrigung(en), Selbstaufgabe und Machtspiele auszeichnen. Die Undurchsichtigkeit dieser Geschichten, die für die Leserin bis zuletzt nicht greifbar erscheinen, machen den Reiz und die Spannung aus; Doppelbödigkeit und getrüßter Schein. So liegt über der Erzählung *Glückliche Fügung* bis zuletzt ein Schleier der Ungewissheit wie in David Lynchs Filmen. Stelling legt die Erpressungsmechanismen als Muster männlicher Erniedrigungs-Strategien bloß. Dabei sieht sich die Autorin als Feministin. Zugleich bekomme sie jedoch auch viel Kritik von Feministinnen – gerade für die Zeichnung ihrer Frauenfiguren. Sie seien verhaftet in längst überholten Sehnsüchten oder wirkten erstmal stark, aber wieso befreien die sich nicht? Gerade bei den Widersprüchen werde es in-

teressant, so Stelling: „Wieso eine starke Frau, die so reflektiert ist, dann gleichzeitig dumm, schwach und klein ist.“ Liebe findet sich in Stellings Kurzgeschichten nur in schnell vorüberziehenden Momenten, es dominieren Projektionen und Sehnsüchte, wackliges Provisorium und Kompromiss. Der (Selbst-)Betrug wohnt ihnen von Anfang an inne. Das Augenmerk liegt auf den Schwächen ihrer Figuren, auf den Schattenseiten.

Stelling wäre wohl nicht Stelling, wenn die selbstreflektierte Autorin es vermögen würde, sich über Facebook, Instagram oder Tik Tok medienwirksam zu vermarkten. Ihre Romane und Geschichten wirken gerade durch das Gegenteil von plakativer Vereinfachung. Und vielleicht wird sie ja gerade so den Versprechen der einstigen 68er gerecht: im Hinterfragen dessen, was davon noch geblieben ist und im Leben des gemeinschaftlichen Traums. ●

KINO

Wenn Sterne verglühen

Das titelgebende Naturphänomen einer Supernova öffnet den neuen Spielfilm des Regisseurs und Schauspielers Harry Macqueen. Wobei das Wort „Naturphänomen“ ist im Kontext dieses intergalaktischen Vorfalles wohl nicht die passendste Bezeichnung ist. Die Supernova ist das Aufleuchten bei der Explosion eines Sterns, wenn dieser an sein Lebensende gelangt. Welche Hitze und Energie eine solche Supernova freisetzt, ist auf dem Papier wissenschaftlich zwar festzuhalten, rational jedoch schwer zu fassen. Macqueen überblendet den nun um einen hellen Punkt ärmeren Sternenhimmel mit dem Bild zweier sich haltender Hände. Was schön, was erhaben sein soll und ob die zwei Bilder sich nicht doch näher sind als die Lichtjahre, die sie eigentlich trennen – davon handelt *Supernova*.

Supernova ist ein Roadmovie, welches sich, wie seine Figuren, des Endes bewusst ist

Die Hände gehören den beiden Hauptfiguren Sam und Tusker – von Engländer Colin Firth und Amerikaner Stanley Tucci verkörpert. Die beiden Herren mittleren Alters sind ein längst eingespieltes Paar und zu Beginn der Handlung, in Begleitung ihres Familienhundes, mit ihrem Wohnwagen im englischen Nordwesten des *Lake District* unterwegs. Sam sitzt hintern Lenkrad, Tusker grbelt mit Lesebrille auf der Nase über der Landkarte. Sie zanken sich über Vor- und Nachteile eines elektrischen Navigationssystems, während das Haustier in aller Ruhe vor sich hin dst und seinen Herrchen wenig Beachtung schenkt. Die beiden sind auf dem Weg zu Sams Freunden und Familie und am Ende der Reise wartet ein Konzertklavier auf den professionellen Pianisten Sam, welchem er aus unerklärten Gründen den Rücken gekehrt hat. Der Trip wird jedoch von etwas weitaus Dramatischerem überschattet. Sams Lebenspartner, Autor und Lebemann Tusker wurde früh auftretende Demenz diagnostiziert. Aus der anfänglich entspannend anmutenden Reise wird eine existenzielle.

Supernova von Harry Macqueen reiht sich in die noch sehr überschaubare Kategorie Film ein, die Geschichten eines nicht mehr so jungen, homosexuellen Paares im Mittelpunkt hat. *Deux*, der von Tarantula mitproduzierte Debutfilm von Filippo Meneghetti kann im gleichen Atemzug genannt werden, wobei das Gespann Sukowa/Chevalier noch zehn Jahre älter ist

als Colin Firth und Stanley Tucci. Muss das lesbische Paar im Film von Meneghetti noch für ihre Liebe und ihr Zusammenleben eintreten, so ist das bei Macqueen kein Thema mehr. Die Mitmenschen des Paares sind überaus fürsorglich und verständnisvoll und der treue Wohnwagen macht unterwegs auch keine Macken. Macqueens Augenmerk liegt ganz woanders. Dass *Supernova* ein Film über Leben und Tod ist, dürfte jedem klar sein, der schon ein Melodrama gesehen hat. Und ist das Ende auf eine Art und Weise komplett vorhersehbar, benutzt Regisseur und Drehbuchautor Macqueen diese Vorhersehbarkeit, um über etwas völlig anderes filmisch nachzudenken. Das frühzeitige Trauern um einen Geliebten. Das passiert natürlich nicht nur zwischen den Figuren, sondern auch zwischen dem Film und seinem Publikum.

Supernova gibt auf jeden Falle auf kompletter Länge Grund, sich melancholisch stimmen zu lassen. Sei es das Paar, das *Kapp an Aarsch* miteinander ist und welches durch Momente, wie subtil auch immer, in ihrer Dynamik nüchtern wachgertelt wird, oder die Augen des nicht mehr so jungen Haustieres oder ganz einfach die Art und Weise, wie Kameralegende Dick Pope – lngjhriger Weggefährte von Mike Leigh, unter anderem für *Secrets & Lies* und *Mr. Turner* – die Landschaften des englischen *Lake Districts* einfängt. Herbstlich feuchte Braun- und Orangetne der Bäume, Gräser und tief hängenden Sonne geben dem Grau des Himmels und des Asphalts, auf dem das Paar unterwegs ist, die Klinke in die Kamerahand. Unterstreichen das psychologische Innenleben der beiden Figuren. Macqueen inszeniert ein behutsames Drama, welches nie wirklich eines wird, das jedoch die Vergänglichkeit des Lebens und des gemeinsamen Miteinanders im Mittelpunkt hat, ohne das Leben aus den Augen verlieren zu wollen.

Die Kritikerkolleg/innen stempeln das Zusammenspiel von Colin Firth und Stanley Tucci als gewohnt grandios ab. Tatsache bleibt, dass Firth seit *Tinker Taylor Soldier Spy* und *A Single Man* – obwohl es seiner Figur helfen würde, etwas weniger im luftleeren Raum zu hängen – und Tucci seit Spotlight nicht mehr so toll waren und sich komplementieren. Spätestens in einer ganz präzisen Szene im letzten Drittel wird dies glasklar. *Supernova* ist übrigens auch ein Roadmovie, welches sich, wie seine Figuren, des Endes bewusst ist. Was jedoch nicht bedeutet, dass Mensch sich trotz der stndigen Plackerei unterwegs und dem unumgänglichen Ende der Reise der Schönheit und Erhabenheit des Zusammenseins und der Umwelt bewusst werden darf. ● Tom Dockal



Sam (Colin Firth) und Tusker (Stanley Tucci) als Paar im Drama *Supernova*

Bonaparte, de mal empire

Loïc Millot

La Grande Halle de la Villette expose, sans concession et jusqu’au 19 décembre, les œuvres d’art liées à l’empereur natif d’Ajaccio



Exposition Napoléon, jusqu’au 19 décembre, Grande Halle de la Villette, Paris

En six bustes de plâtre du sculpteur Eugène Guillaume, l’incipit de l’exposition Napoléon à la Grande Halle de la Villette (Paris) résume à la fois l’approche chronologique pour laquelle ont opté les curateurs ainsi que l’évolution d’un homme élevé, au fil des années, au rang de divinité. Au visage émacié du jeune homme, qui lui vaudra le surnom de « Boney » (osseux) de la part de ses rivaux anglais, succèdent les stigmates du pouvoir et de l’âge : de l’embonpoint sous le menton, de prestigieuses enseignes militaires, jusqu’à la sacralisation d’une tête impérieusement couronnée de lauriers, sur le modèle romain. Toujours dans cette première salle où résonne le hit Napoleon says du groupe Phoenix, un film introductif rappelle les raisons de la colère révolutionnaire : la famine, les dettes accumulées par les rois, sans oublier l’indifférence de l’aristocratie à l’égard du peuple français qui causera, le 14 juillet 1789, la prise de la Bastille, cette prison devenue le symbole du despotisme monarchique, puis l’exécution du couple royal en janvier 1793 après sa fuite et son arrestation à Varennes. C’est dans ce contexte particulièrement instable que Napoléon se hisse au pouvoir et instaure... un empire suite au coup d’état du 18 Brumaire (1799). Un retournement ironique pour cet « enfant de la République ».

Né en 1769 à Ajaccio au sein d’une famille cultivée de la petite noblesse, le jeune Napoleone Buonaparte est envoyé à l’âge de dix ans en Champagne pour intégrer l’une des écoles militaires réservées à l’aristocratie. Cela, grâce à une connaissance intime de la famille, le comte de Marbeuf, reprsentant du roi de France en Corse. De cette époque studieuse sont exposées ici quelques « reliques » : une boussole, une épée, un livre de prières. Un élève comme un autre, pourrait-on croire. Lorsque éclate la Révolution, il a trente ans et est officier du roi Louis XVI. Trois ans plus tard, en 1792, il se rallie à la Convention sous tout juste proclamée République et s’illustre par ses talents de tacticien : dans la ville assiégée de Toulon tout d’abord, les Anglais sont chassés, ce qui lui permet d’être nommé général. Puis le 5 octobre 1805 à Paris, Napoléon mate à coup de mitrailles une insurrection royaliste. Fort de ces succès, il poursuit l’année suivante en menant la campagne d’Italie (1796), dont les victoires viendront considérablement enrichir les collections d’art du Louvre, puis celle d’Égypte (1798-1801), où il gagne Le Caire malgré une progression limitée par la résistance des Anglais qui détruisent la flotte

Dans une première salle où résonne le hit Napoleon says du groupe Phoenix, un film introductif rappelle les raisons de la colère révolutionnaire : la famine, les dettes accumulées par les rois, sans oublier l’indifférence de l’aristocratie à l’égard du peuple français

française. Nat alors une passion française, l’gyptologie, déclinée ici sous diverses manifestations, du mobilier décoré de têtes de sphinx à une copie de la pierre de Rosette qui permet à Champollion de déchiffrer les hirogllyphes.

Au sein d’une scénographie grandiose, à l’image des ambitions démesurées de cette figure historique, se découvre le style impérial dans sa diversité. Après la période révolutionnaire, la France renoue avec les fastes et le luxe, mobilisant à cette fin les savoir-faire des manufactures, joailleries, bnisteries. Tout objet du quotidien sert à promouvoir la puissance du régime et la légende napoléonienne, de la vaisselle au mobilier en passant par les pièces

de monnaie à son effigie immortalisant ses faits d’armes. Le visiteur est ébloui par le déploiement de tant de dorures. Des pierres précieuses ornent les épées et les étoffes, par exemple sur la robe de Joséphine de Beauharnais dévoilée dans la salle des Impratrices. Les grands dignitaires du régime arborent des uniformes somptueux et logent dans des palais ornés de fresques. La peinture est mise au service de cette propagande, comme en témoignent les immenses tableaux réunis dans l’exposition, célébrant tantôt le culte de la personnalité, tantôt les guerres remportées par cet expert en artillerie. Les plus grands peintres de l’époque s’y emploient : Antoine-Jean Gros réduit l’effort collectif d’un assaut à un seul homme dans *Bonaparte au pont d’Arcole* (1796), une vision romantique dans laquelle le guerrier élancé communie avec les éléments naturels. Ingres réalise le portrait de l’Empereur avec ses nombreux attributs – collier de la Légion d’honneur, manteau d’hermine, sceptre et main de Justice, épée incrustée du diamant « Régent » (Napoléon Ier sur le trône impérial, 1806). Une reproduction numérique du *Sacre de l’Empereur de David* permet d’identifier les personnalités présentes lors de la cérémonie, et donc les alliances stratégiquement nouées par Napoléon pour asseoir son pouvoir – avec le pape Pie VII notamment.

Quelle sombre réalité cache cependant cette auto-divinisation ? Tout en étendant son pouvoir à l’Europe entière, Napoléon rétablit dans les colonies l’esclavage pour des raisons commerciales, huit ans après son abolition en 1794. L’le de Saint-Domingue, une fois Toussaint Louverture évincé, est au centre du (bref) rêve américain de Napoléon, qui compte le Mexique et la Louisiane, finalement vendue en 1803 au profit du Prsident des tats-Unis Thomas Jefferson... Vient enfin le temps des désillusions : la terrible retraite hivernale de Moscou en 1812, l’abdication de 1814 consécutive à l’invasion de la France, l’exil définitif à Sainte Hélène après une dernière tentative de renversement du pouvoir royal... Finies les splendeurs d’antan : ne restent que la déchéance d’un homme réduit à la solitude et l’austère humilit d’un masque funéraire (cf. photo) pour clore le parcours. ●

<https://expo-napoleon.fr/>

LUXEMBURGENSIA

Go figure!

Janine Goedert

On the surface, comparing tiny Luxembourg to the mighty US of A, a country that is five hundred times bigger, looks like an impossible task, yet once you dip into ‘*I’m Having a Knippchen*’ by Jeffrey Palms, you will not merely be intrigued but hooked by the observations made and the conclusions suggested.

Born and raised in Michigan, Palms has lived in Luxembourg for almost six years now. No doubt, some of you will remember him as the author of essays that regularly appeared on the last page of Land between 2018 and 2020.

‘I’m just some guy.’ The book opens on a note of self-irony with the author insisting that he is neither a sociologist nor a historian. But then, this is not meant to be an academic or scientific study. It is a series of essays based on anecdotes, a type of personal witness account. Comparing two cultures that are quite different, though one is constantly being permeated by the other, is definitely a challenge.

The ten texts take you to hockey and football games, on walks through Luxembourg city as well as to a Michigan restaurant. The opening piece entitled ‘*Village Envy*’ sets the tone. It puts tentacu-

lar American suburbs against very rooted and clearly defined Luxembourg village communities that offer you an instant identity. Palms shows how living in either set-up will affect your sense of self as well as your outlook on the world at large.

European regional uniqueness is set against American individual uniqueness. That latter type pops up again later in a text which discusses ‘the ubiquity of American celebrities’. In this context Hollywood, the music industry as well as political figures are key. The USA, we are told, is a star-maker that does not care about where people come from. It is a country whose citizens don’t share cultural backgrounds, a genuine melting pot, in other words, – at least, in ideal circumstances, i. e. as long as xenophobia and racism do not raise their ugly heads.

Spiked with emotional acuity, ‘I’m Having a Knippchen’ invites you to look at yourself and the world around you through the eyes of a relative newcomer

‘*Drunken Students*’, the essay on education, is particularly detailed and instructive. While raising fundamental questions about national priorities, it also looks at contrasting concepts of childhood: innocent American puppies vs. tiny Luxembourg adults. The encounter with restaurant staff in ‘*Service with a Smirk*’ will ring a bell with anyone that has ever been out for a meal in the States or to a terrace on Place d’Armes. As expected, American friendliness – or what Europeans might experience as invasive over-friendliness - contrasts with a grumpy Luxembourg non-welcome or even downright rudeness.

One of the funniest and most tongue-in-cheek texts is ‘*Mission in the Kitchen*’, the text about raclette. Palms claims that any Ameri-



Jeffrey Palms

can is bound to distrust a meal that does not ask for any preparation or commitment. How can cheese turn into a full meal? How can something so easy work? After all, the effort that goes into making a dish significantly contributes to its value! Work pays, according to the American ethos. The fact that, year in year out ‘Thanksgiving dinner becomes’ a daylong marathon run entirely in the kitchen’ by the expert chef in charge serves as supporting evidence.

Any reader will know that making sweeping statements about whole nations, whether small or large, is bound to rely on simplifications but if you are in any way interested in your own identity and that of those surrounding you, this is a must-read. Spiked with emotional acuity, ‘*I’m Having a Knippchen*’ invites you to look at yourself and the world around you through the eyes of a relative newcomer. A useful and at times eye-opening exercise.

Last but not least, the casual manner in which Palms mentions RTL and Cactus along the way almost qualifies him as a true Luxembourgier. He should definitely both have that *Knippchen* and eat it – though without forgetting to tell us where the precious chocolate hails from: Café Bruno or Namur’s? This might be a matter of taste, but it certainly also has to do with our very own national kind of snobbery. ●

Jeffrey Palms, ‘*I’m Having a Knippchen*’, Black Fountain Press, 2021 (ISBN 978-99959-998-8-9)

MUSIQUE CLASSIQUE

Pluie de stars

José Voss

La saison musicale 2021-2022 s’annonce aussi brillante que variée

Après une saison minée par les annulations de concerts imposées par l’épidémie, et en espérant que la situation sanitaire du pays continue d’évoluer dans le bon sens, comme c’est le cas à l’heure où nous écrivons ces lignes, force est de constater que le pharaonique complexe musical de la Place de l’Europe, si l’on en juge à l’aune de la brochure des programmes 2021-2022, met, comme on dit, les petits plats dans les grands pour reconquérir son public, avec, fidèle en cela à son ADN, des affiches aussi alléchantes qu’éclectiques, où des valeurs sûres et prestigieuses côtoient de prometteuses étoiles montantes.

Côté symphonique, le programme a tout d’un défilé de géants. Parmi les temps forts, signalons la venue - entre autres - des on ne peut plus illustres phalanges de Vienne, Munich, Londres et autres Budapest, dirigées de main de maestro par de sacrées pointures qui ont pour nom - excusez du peu ! - Blomstedt, Metha, Gergiev, Rattle, Gardiner, Robertson, Fischer, Harding, Saraste, Christie, Chailly, Herreweghe, Paavo Järvi, Barenboim, Manze, Nelsons, Nézet-Séguin ou Hengelbrock. De quoi faire pâlir d’envie plus d’une grande métropole étrangère.

Côté solistes, la liste des artistes invités ressemble, elle aussi, à l’annuaire planétaire du gotha musical : Bronfman, Levit, Tharaud, Grimaud, Zimmerman, Melnikov, Sokolov, Hiromi, Wang, Lang Lang, Kissin, Schiff, Opitz, bref, le best of du piano. Qui plus est, à côté de ces valeurs sûres, on pourra découvrir de nouveaux visages, comme celui de la jeune slovène Zala Kravos, pour ne citer qu’elle.

Le violon, quant à lui, est superbement illustré par Faust, Shaham, Kopatchinskaja, Jansen, Skride, Mutter (avec son ensemble de chambre rassemblant de jeunes talents promus par sa fondation) ; l’alto, par Zimmermann, « l’une des meilleures altistes du monde » (*Die Zeit*) et dont nul mélomane averti ignore les liens privilégiés qu’elle entretient avec notre pays ; le violoncelle, par Gabetta, Queyras, Mørk, Capuçon ; la guitare, par Gil et Metheny ; la trompette, par Nakariakov ; l’orgue, par Trotter ; la flûte, par Pahud ; l’accordéon, par Galliano. Tous des champions de leur discipline. En fait, quasi aucun des grands noms ne manque à l’appel.

Une mention spéciale revient à Fräiraïm, un festival inédit, ouvert aux artistes professionnels et amateurs de la Grande Région

Bartoli, DiDonato, Damrau, Devieille, Kaufmann, Villazón, Flórez répondront présent pour combler les amateurs de belles voix. Qui dit mieux ?

Les férus de musique de chambre, laquelle bénéficie de l’une des plus belles « petites » salles d’Europe, ne seront pas en reste, gâtés qu’ils seront avec les Quatuors Ebène, Belcea, Arod, Pensis et le Schengen Trio : soit autant de rendez-vous à ne manquer sous aucun prétexte. Les deux derniers ainsi que la pianiste Cathy Krier, l’organiste Maurice Clément et le chef Carlo Jans représenteront brillamment la grande famille des artistes de chez nous. Sans oublier les ensembles autochtones qui ont pignon sur rue : à commencer, bien sûr, par l’Orchestre Philharmonique du Luxembourg, dont le titulaire, Gustavo Gimeno, poursuit, à coup de projets originaux, le travail de fond qu’il mène depuis six ans pour concocter des affiches à la fois alléchantes et exigeantes, tout en se fendant d’un programme ambitieux à destination du jeune public ; ensuite, les Solistes Européens, Luxembourg, qui frappent fort, cette saison, pour faire revenir leur public après de longs épisodes de silence ; l’ensemble United Instruments of Lucilin, qui, fidèle à sa mission, continue de célébrer le bel aujourd’hui ; enfin, l’Orchestre de Chambre du Luxembourg, qui vient de se doter d’une nouvelle directrice artistique et musicale en la personne de Corinna Niemeyer, pour laquelle - je cite - « chaque concert est un monde, un voyage, une aventure ». Ça promet !

Au chapitre des festivals, à côté de celui déjà traditionnel de Rainy Days, dédié aux musiques nouvelles, une mention spéciale revient à Fräiraïm, un festival inédit, ouvert aux artistes professionnels et amateurs de la Grande Région.

Dans le genre lyrique, grâce à sa collaboration de plus en plus étroite avec La Monnaie, l’Opéra Philadelphia et le Festival d’Aix-en-Provence, le Grand Théâtre de Luxembourg conforte, chaque saison un peu plus, sa position de maison lyrique de création et de découvertes au cœur de l’Europe, sans pour autant négliger le répertoire *mainstream*. Bien au contraire. À côté des risques, il y a en effet l’assurance de passer de belles soirées lyriques, tant la grande maison du Rond-Point Schuman multiplie les distributions luxueuses dans des productions au succès déjà éprouvé. Ainsi, l’on ne manquera pas de signaler une Carmen de derrière les fagots, alignant une brochette de stars, portée par la baguette experte et survoltée de José Miguel Pérez-Sierra, et dont la mise en scène sera réglée de main de maître par Dmitri Tchermiakov. Alors, comment résister à l’irrésistible, à une programmation qui en mettra plein la vue et les oreilles aux mélomanes d’ici et d’ailleurs ?

Quant aux cinéphiles, ils seront ravis de retrouver leurs chers Ciné-Concerts, dont Carl Davis, en spécialiste patenté de l’accompagnement de films muets, assurera le succès au pupitre de l’OPL.

Question innovation, on notera les « Délicieuses prolongations », sorte de « troisièmes mi-temps », à la faveur desquelles Sir Simon Rattle et Magdalena Kozena, Sabine Devielhe et Vladimir Jurowski, le violoniste Pekka Kuusisto, l’Artiste en Résidence Isabelle Faust ou le joueur de tabla Zakir Hussain se fendront d’un supplément de musique – prolongations, dont le public est autorisé à jouir en toute décontraction (et pourquoi pas ?) un verre à la main.

Enfin, fidèle parmi les fidèles, l’intarissable et inénarrable Jean-François Zygel animera du piano, comme par le passé, ses classiques « Dimanches », à l’occasion desquels il excelle à susciter et combler la curiosité du public en l’emmenant à la découverte du cœur d’Euterpe et en répondant à tout ce que ce public a toujours voulu savoir au sujet de la muse de la musique, sans jamais oser le demander.

Que demander de plus ? ●

CINÉMASTEAK

Sorocité

Depuis *Naissance des pieuvres* (2007) et *Tomboy* (2011), Céline Sciamma, formée à la Femis, est devenue la nouvelle coqueluche du cinéma français. Ce n’était pas difficile, tant celui-ci est socialement homogène, aussi bien derrière que devant la caméra – il s’agit toujours plus ou moins des mêmes acteurs, voire des mêmes producteurs. En raison de cette concentration des amitiés et des capitaux, peu de sujets abordaient les inégalités relatives à la condition des femmes, des paysans, des Noirs ou des homosexuels. Dans un paysage cinématographique si peu féminin du côté de la réalisation, Sciamma se distingue au début des années 2010 en investissant un genre réservé jusque-là aux hommes, le film de banlieue, inauguré en 1995 avec *La Haine* et le moins connu *Rai*.

Avec son troisième long métrage intitulé *Bande de filles* (2014), que programme la semaine prochaine la Cinémathèque de Luxembourg, Céline Sciamma fait effraction parmi les zones « sensibles » de l’Hexagone – cet adjectif curieusement employé pour désigner ces lieux où survivent des populations abandonnées de l’État. Le tournage a lieu à Bagnolet, en Seine-Saint-Denis, département le plus pauvre de la métropole. Là où la page Wikipedia arbore l’image noble d’un château et s’étend longuement sur la vie aristocratique de la ville, Sciamma en dévoile quant à elle ses bas-fonds modernes, marqués par de hautes tours verticales et le désœuvrement collectif. Au choix de ce ghetto francilien s’ajoute celui de recruter de jeunes femmes noires dont ce sera leur première apparition sur grand écran : Assa Sylla, Lindsay Karamoh, Mariétou Touré et Karidja Touré – des actrices non-professionnelles pour la plupart repérées à la Foire du Trône. *Bande de filles* débute significativement à partir d’une partie de football américain à laquelle participent des joueuses féminines, une ouverture qui traduit bien les intentions esthétiques et politiques de la cinéaste. Il s’agit de désactiver les préjugés, de briser les frontières traditionnelles qui empêchent la circulation du masculin et du féminin, comme c’était le cas dans *Tomboy* où une jeune fille parvenait à déjouer son apparence pour confondre des garçons de son âge. Dans un contexte banlieusard pour le moins viriliste, Sciamma met en valeur la sororité, des liens d’amitié et de solidarité qui s’établissent entre femmes lorsque celles-ci sont confrontées à des difficultés (un frère violent, une réputation défaite par une vidéo postée sur les réseaux sociaux, le décrochage scolaire).

Bande de filles
(France, 2014),
vo, 113’, est
présenté jeudi
26 août
à 19h à la
Cinémathèque
de Luxembourg



Cependant, malgré l’engagement dont fait preuve la cinéaste, *Bande de filles* peine à convaincre et démontre, à ses dépens, qu’il ne suffit pas de tourner en banlieue avec des femmes issues de minorités peu visibles au cinéma pour amorcer une révolution des mentalités. Ses protagonistes adolescentes sont continuellement maintenues dans une forme d’impuissance ; et jamais ne se présente à elles une issue émancipatrice à un quotidien réduit ici à l’alcool, à la violence, ou aux intimidations verbales à l’endroit d’autres bandes rivales. Comme le font les mecs, justement. En rien leurs activités et leurs préoccupations ne se distinguent de celles du sexe opposé. Plutôt que de défaire les clichés sur la banlieue, Sciamma les reconduit au prétexte d’instaurer une égalité entre les sexes : *Bande de filles* est ainsi l’égal d’une bande de mecs, avec ses frustrations et ses espoirs de réussite facile. Pour se rendre compte de ses insuffisances, il suffit de comparer *Bande de filles* avec *L’Esquive* (2004) d’Abdellatif Kechiche, *Divines* (2016) de Houda Benyamina ou encore *Les Misérables* (2019) de Ladj Ly, pour citer quelques exemples remarquables où la banlieue est représentée dans toute sa complexité et son humanité. Chez Sciamma, la banlieue n’est qu’un matériau abstrait et purement négatif sur laquelle est plaquée un féminisme bon teint. ● Loïc Millot

LUXEMBURGENSIA

Mes voyages avec André Brugiroux

Claire Schmartz



Tahar Slimani

De nombreux mots décrivent le grand désir de voir le monde et d'apprendre de nouvelles choses : globetrotter, *Wanderlust* ou *Fernweh*... Ces mots décrivent l'émerveillement et tentent d'appréhender la multitude de nouvelles connaissances que l'on peut acquérir sur soi-même ou sur les autres au cours des voyages. Les carnets de voyage existent depuis l'aube de l'écriture, qu'il s'agisse de relevés de terrain, de descriptions de territoires, de peuples « nouvellement découverts » ou de journaux intimes tels que ceux de Marco Polo lors de son voyage en Asie, les journaux de bord du voyage de Christophe Colomb en Amérique ou les notes de Georg Forster sur son voyage dans les mers du Sud. Des livres sont écrits, des journaux intimes

remplis et des rapports publiés sur les voyages, car ils sont une source inépuisable d'histoires et de nouvelles, qu'il s'agisse de découvertes ou d'expériences.

Mais avant toute autre, André Brugiroux, le héros du présent ouvrage, serait d'accord avec l'affirmation suivante : « Les sots font le tour des musées en terre étrangère, les sages vont dans les tavernes. » (Erich Kästner) Ce voyageur et écrivain mondial parcourt notre planète depuis 1955. Et même si Brugiroux visite aussi passionnément les musées, il puise la plus profonde expérience de ses voyages de la rencontre avec les habitants des différents pays ou lieux. Né en France en 1937, il avait visité tous les pays du

monde en 2005. Ce sont les gens qui ont éveillé sa curiosité pour les pays, les villes et les cultures étrangères, ou plus précisément les langues étrangères. Dans l'après-guerre, Brugiroux entend parler de l'anglais, une langue étrangère inconnue pour lui, qu'il est déterminé à apprendre. Après avoir suivi une formation de cuisinier, le jeune homme part en Angleterre puis en Irlande. Il travaille comme interprète au Canada et entreprend finalement le premier voyage de sa vie, sur lequel il a écrit un livre et réalisé un film. *La Terre n'est qu'un seul pays* (Robert Laffont 1975) est le résumé de ce voyage de 18 ans (1955 à 1973), au cours duquel il a parcouru plus de 400 000 kilomètres en auto-stop, visitant 135 pays.

« Bien entendu je n'avais pas prévu de partir pendant 18 ans, je ne me pensais pas capable de réaliser un tel exploit non plus. Mais le rêve était puissant, la curiosité d'esprit insatiable. Pas de sponsor ni de renseignements à l'époque. Les guides du routard et les charters n'étaient pas encore nés. »

C'est ce qu'écrit Brugiroux sur son site web. Aujourd'hui, son compagnon de longue date, Tahar Slimani, raconte ses expériences de voyage aux côtés de Brugiroux dans son livre *Mes voyages avec André Brugiroux*, paru dans la série autobiographique de la maison d'édition Phi. Né et élevé en France, Slimani vit aujourd'hui au Luxembourg. Tout comme Brugiroux, il voyage et écrit et a visité plus d'une douzaine de pays avec Brugiroux. Ce sont aussi les voyages de Slimani, mais il se concentre sur la vie et les déclarations de Brugiroux, lequel a non seulement emmené l'auteur en Russie et en Asie, lui montrant le monde à travers ses yeux, mais l'a aussi profondément inspiré. D'un côté, son approche des humains, de l'autre son détachement matériel absolu. C'est ainsi que Slimani raconte, avec simplicité et avec joie, les petits détails de ce qu'ils ont vécu ensemble, les défis, les inattendus et leur dénouement. La narration suit l'itinéraire de leurs pérégrinations, par exemple le périple Russie dans les années 1970. Slimani y intègre les récits et souvenirs de Brugiroux sur ses premiers voyages, au cours desquels il a également visité la Russie dans les années 1950. Ce qui permet des comparaisons intéressantes, soulignant les changements dans la société, les gens, les villes et la politique.

En toute sobriété et sans enthousiasme exagéré, il détaille une biographie passionnante et aventureuse (qui est toujours aussi un itinéraire de voyage). Au cours de ce voyage « qu'[André] qualifie non pas de tour du monde, mais de tour des hommes », Brugiroux et Slimani apprennent à connaître les gens. André Brugiroux aborde ses compagnons de voyage avec sympathie et sans complexe ; dans le train russe, il se faufile hors du compartiment des touristes et sympathise avec la population locale. Sur les vols, il s'adresse

De la vision du monde et de la rencontre avec le monde de Brugiroux émerge une véritable philosophie de la vie, comme il le dit lui-même : « Aujourd'hui, la gloire n'est pas à celui qui aime son pays, mais à celui qui aime la Terre entière »

à ses compagnons de siège. Apprend des histoires de vie ou rencontre même de nouveaux amis. Il ne s'agit pas de finir un programme où une route prévue dans un certain temps, mais de se laisser porter par les hasards, les rencontres et l'envie. De vivre pleinement avec un minimum d'argent. *Mes voyages avec André Brugiroux* est un texte simple et passionnant, sans précipitation et riche en expériences de vie. Il n'a pas besoin de sublimations sur ce personnage qui brille à travers la richesse de ses souvenirs et sa manière d'agir. Car de la vision du monde et de la rencontre avec le monde de Brugiroux émerge une véritable philosophie de la vie, comme il le dit lui-même : « Aujourd'hui, la gloire n'est pas à celui qui aime son pays, mais à celui qui aime la Terre entière. » ●

Tahar Slimani : *Mes voyages avec André Brugiroux*. Editions Phi (2021). 204 Seiten 19,00 Euro.

Premières amours (luxembourgeois)

Claire Schmartz

Premières amours, erste Lieben, heißt der neu erschienene Sammelband mit Texten von luxemburgischen Autorinnen und Autoren mit Kurzgeschichten auf Französisch, Deutsch und Englisch. Wenn man an die erste Liebe denkt, denkt man intuitiv an Menschen (oder Erwartungen an „Die (Erste) (Große) Liebe“). Vielleicht denkt man an einen bestimmten

In *Premières Amours* gibt der Plural den Takt vor. In den zwölf Texten der luxemburgischen Autor/innen trifft Liebe als ein Entbrennen einer Leidenschaft auf etwas immer Neues

Menschen oder eine Situation; an Haut, das Knistern, Gefühle, Begehren oder Respekt, Gedankenversessenheit oder Verliebtheit. An Scheitern oder Dauer, an Erfüllung oder Enttäuschung. An einen Menschen oder verschiedene Menschen, die auf verschiedene Art, nacheinander, nebeneinander, miteinander geliebt wurden. Und daran, was von der ersten Liebe geblieben ist. Doch um gleich den Wind aus den Segeln zu nehmen: Wirklich konkret bezieht sich auf diese Bilder und Eindrücke nur ein Text, und zwar Jean Bürlésks *Frustratingly Unicorn*, der sich mit Verliebtheit und Liebe, Erwartungen vs. Jungfräulichkeit auseinandersetzt, hautnah.

Bei den anderen Texten wird schnell klar: Nicht der eine, symbolisch aufgeladene „premier amour“ steht im Fokus, sondern die „premières amours“. Der Plural gibt den Takt vor, in den zwölf Texten der luxemburgischen Autor/innen trifft Liebe als ein Entbrennen einer Leidenschaft auf etwas immer Neues.

„Premier amour? Je ne l'ai su que plus tard, beaucoup plus tard, je ne l'ai su qu'au temps du dernier amour, maintenant je sais, tout amour est toujours premier, tout amour est toujours dernier“, schreibt Lambert Schlechter (S. 95), und Ian de Toffoli: „Il n'y a jamais qu'un seul amour, ils sont plutôt – et c'est tant mieux – plusieurs. Et bien divers en genre.“ (S. 63) Oder mit Jean Portantes spitzer Feder:

„Mais à chacune j'ai juré, voilà pour l'autre côté, que c'était mon premier amour. En ajoutant chaque fois, affaire de m'arranger

avec ma conscience, mais était-ce nécessaire?, l'adjectif ‚vrai‘ entre ‚premier‘ et ‚amour‘, ou ‚grand‘, ce qui rendait la chose plus crédible, personne ne gobant que, l'âge avancé, je sois resté puceau en la matière“ (S. 87).

In einigen der Texte wird Liebe(n) zum Symbol für eine Leidenschaft oder ein Objekt, das einen in den Bann gezogen hat. Diese Leidenschaft ist nicht romantisch, sondern eine Faszination, für einen Gegenstand, die Musik, die Literatur oder das Schreiben, oder es ist der erste fixe, intensiv erlebte Wunsch, etwas zu besitzen (so in Anja di Bartolomeos humorvoll aus Kinderperspektive erzähltem Text *Das Schwein*). Carla Lucarelli verbindet die verblässende Erinnerung an die ersten Male Händchenhalten im Bus oder die Verliebtheit im Sommerurlaub mit ihrer erwachenden Liebe zur Kunst, der Entdeckung von *Le Rouge et le Noir* oder *Moderato cantabile*. Viele der Texte spielen in der Kindheit, werden gerahmt durch einen älteren, kontextualisierenden Erzähler/innenblick. Unter den Texten aus Kinderperspektive sticht besonders Elise Schmits *Liebe Tilly* hervor: Die Erzählerin erinnert sich, wie sie als Kind ihre Tante Mathilde fragte, weswegen sie nie geheiratet hat – dabei war „Tante Mathilde überhaupt nicht wunderbar, konnte fabelhaft kochen und war trotzdem ledig.“ (S. 34) (Was, in der kindlichen Wahrnehmung der Welt, die Ausschlusskriterien für die Ehe gewesen wären.) Zwischen Kinderspielen und -vorstellungen von der Welt, Erinnerungen an die eigenen Erwartungen an Heirat, Liebe und den Lauf der Dinge, fragt schließlich die rückblickende Rah-

menerzählerin aus ihrem jetzigen Standpunkt heraus: „Hätte ich sie vielleicht besser fragen sollen, ob sie mal verliebt gewesen war? Das hätte ich mich nicht getraut und es ging mich auch nichts an“ (S. 38).

Ähnlich dringt Georges Hausemers *Damals, in den Sechzigern* in die Kinderperspektive ein: Es ist ein Erinnerungsschnipsel an eine lang aus den Augen verlorene Spielfreundin und so an eine bestimmte, losgelöste, fast vergessene Zeit im Leben. Und Nico Helmingers sehr intensive und berührende Erzählung *M oder Erstes Lieben*, das auf dem schmalen Grat eines Wellenkamms in m-Form wogt, bereit, jeden Moment hinabzustürzen, in sich zusammenzufallen und als übergreifendes Erlebnis empfunden zu werden. Es überrascht zwar, dass die Pubertät kein dominierendes Thema ist (dazu könnte *Lucy Love* von Fabienne Hollwege, Kremart 2019, herangezogen werden – und wäre auch eine luxemburgisch-sprachige Ergänzung), aber das mag daran liegen, dass viele Texte den Sprung von einem vorgegebenen Thema in die freie Assoziation gewagt haben, und von der Ersten Liebe beim Lieben gelandet sind. Mal poetisch wie Nathalie Ronvaux' *Parva Petra*, mal süffisant und spielerisch, sind die Geschichten sprachlich so unterschiedlich wie inhaltlich überraschend. ●

Premières Amours. Aphinités Nr. 8, Éditions Phi (2021). 136 Seiten 16 Euro

Giacometti amarnien

Lucien Kayser

En collaboration avec le Louvre, la Fondation se penche sur la fascination du sculpteur pour l’Égypte antique

Le qualificatif du titre ci-dessus a été choisi en écho à « Stendhal Milanese », pour dire un lien constant, plus encore une relation qui a marqué d’un bout à l’autre l’œuvre du sculpteur (avec l’Égypte antique) comme de l’écrivain (avec l’Italie). Seulement, différence énorme, et qui peut étonner, Giacometti n’a jamais visité l’Égypte, son frère et sa sœur si, alors que son ami et modèle Isaku Yanaihara précise même que le sculpteur pensait qu’un voyage ne changerait rien, qu’il n’en éprouverait pas plus de sensations que devant les œuvres égyptiennes du Louvre. Elles ne lui ont pas fait découvrir cet art, cela avait été chose faite dès les années 20 à Florence, à Rome ; et il y a eu tout au long de la vie les livres. Au lycée de Schiers, en octobre 1917, Giacometti est né en 1901, le pli est pris, les jalons sont posés, définitivement, quand il met dans un exposé l’art égyptien bien au-dessus des Grecs et des Romains. À l’époque, ce n’était pas habituel.

Giacometti est passé par le surréalisme, il n’a jamais oublié son Égypte antique

Le Louvre, il collabore aujourd’hui avec la Fondation Giacometti pour donner à voir cette fascination du sculpteur, pour l’approfondir dans une exposition, rue Victor-Schoelcher, jusqu’au 10 octobre prochain. Les salles n’y sont pas nombreuses, pas étendues non plus, un hôtel particulier ; on dira que cela donne comme toujours une proximité avec les œuvres, une intimité qu’on n’a pas dans les musées, en plus, les choix sont faits de telle sorte que le propos est très ciblé, et comme toute exposition tient aussi un peu d’une démonstration, la voici très convaincante. Ce qui n’enlève strictement rien au plaisir.

Le Louvre toujours, l’Égypte et Giacometti, à travers le témoignage de Jean Genet dans un texte de 1957 pour une exposition à la galerie Maeght. L’écrivain y note la terreur qui l’a pris devant une statue d’Osiris, la compare à son émotion face aux sculptures près desquelles il pose dans l’atelier de Giacometti, rue Hippolyte-Maindron. Rappelons que la terreur, au départ, est un effroi lié à la religion (au sens le plus large), le mot de panique le souligne en l’étendant et en l’exacerbant. Et Genet, le texte de Romain Perrin dans le catalogue y insiste, d’établir des comparaisons entre l’œuvre de Giacometti et l’art funéraire égyptien. Le critique du *Monde* reprendra l’idée en qualifiant le sculpteur de « peseur d’ombres ».

C’est vrai, cela unit. Il ne faudrait pas oublier cependant l’autre côté, la vie. D’autant plus que Giacometti a une prédilection, dans son attirance égyptienne, pour Akhenaton, saisi par exemple sous tous les angles dans les croquis réunis sur une feuille de cinq sculptures différentes. Pour ce qu’on appelle la période amarnienne (d’après

la ville d’el-Amarna), alors que le pharaon avait justement donné l’instruction aux artistes de représenter les choses telles qu’ils les voyaient. Un réalisme tout inédit dans l’art égyptien.

Dans l’exposition, c’est l’émerveillement, répété d’une salle à l’autre, d’une pièce à l’autre, dans

le rapprochement au-delà de combien de milliers d’années. Figures de la marche, pour commencer, cette Femme des années trente, dans sa réduction extrême, sa sveltesse, face à telle Porteuse d’offrandes, en bois peint, du moyen empire ; plus loin, telles têtes qui se rejoignent, avec le visage en triangle et la projection du cou vers l’avant, ou pour les figures assises, le scribe, les bras et les mains posés sur les cuisses, de même le Buste, réalisé à partir de l’ami et photographe Eli Lotar ; enfin, les portraits, et jusque dans celui d’une momie de l’époque romaine, fin du quatrième siècle, il s’agit, paradoxalement, mais on revient au rite funéraire, à la croyance, de rendre la tête vivante.

Giacometti était monté à Paris et s’était inscrit aux cours de l’atelier d’Antoine Bourdelle. Le maître enjoignait à ses élèves de s’inspirer du passé, sans se détourner du présent. Giacometti est passé par le surréalisme, il n’a jamais oublié son Égypte antique. Au bout, avec des inspirations diverses, un travail incessant dont les innombrables dessins témoignent dans l’exposition, un œuvre qui compte parmi les plus personnels, les plus originaux, et ce qui n’est pas la moindre des choses, les plus profonds du vingtième siècle. ●



BANDE DESSINÉE

Seul au monde, mais pas dans sa tête

Pablo Chimienti

Né il y a six ans, le projet *J’ai tué le soleil* de Winshluss est probablement le roman graphique le plus en phase avec son temps ; il y est question de virus, de masque, de quarantaine... Un récit à couper le souffle, sombre à souhait, alambiqué, sur le parcours d’un homme seul dans un univers post-apocalyptique

Tout commence par un étonnant « Après... ». Viennent ensuite une forêt, une montagne, une prairie dans laquelle des chevaux broutent paisiblement... Deux cases de calme avant la tempête que Winshluss, spécialiste des récits sombres et surprenants, offre à ses lecteurs. Car dès le pied de la première page – sur les 200 du récit – on trouve une gâchette en grand plan et un doigt prêt à appuyer dessus...

C’est le doigt de Karl. Un nom que le lecteur n’apprendra que quelques 150 pages plus tard. L’homme a une vilaine blessure à la tête et une amnésie presque totale de comment il a bien pu se retrouver dans cette situation. Il dispose d’une doudoune, d’un gros sac à dos, d’un couteau de chasse, d’un fusil et de quelques balles. Il est en quête de nourriture et d’un lieu tranquille où passer la nuit.

Est-il le dernier homme sur Terre ? En tout cas, autour de lui, les autres humains paraissent avoir disparu. Seuls quelques cadavres jonchent ci-et-là le parcours de ce survivant. Beaucoup semblent avoir succombé à un mystérieux virus, d’autres aux éléments. Pas facile en effet pour un homme de survivre quand toute humanité a disparu. Tout, absolument tout, représente un danger potentiel. Et si la rencontre avec un ours peut bien se finir, celle avec un tout petit caniche peut se révéler mortelle. D’autres hommes ayant précédé Karl dans une station-service isolée semblent l’avoir appris à leur dépend.

Pendant une centaine de pages le récit est muet. Sans phylactère ni récitatifs. L’homme n’est pas du genre bavard, et de toutes manières il n’a personne à qui adresser la parole. Il n’est pas non

plus un grand penseur ou un philosophe qui analyse. Dans le monde post-méta-virus imaginé par l’auteur, il n’y a, de toutes façons, pas de place pour la métaphysique, la logique, l’éthique... Ici c’est marche ou crève. Et si les éléments sont pleins de danger, Karl finira également par découvrir que la rencontre avec des



semblables n’est pas non plus dénuée de risques. La survie, ce n’est pas simple !

Pas simple non plus, la construction de cette histoire. Difficile de trouver un après à cet « Après... », Winshluss décide donc d’y proposer un « Avant... ». Un chapitre, beaucoup plus court, mais beaucoup plus bavard, qui permet au lecteur de faire plus ample connaissance avec Karl et de découvrir ainsi que ce survivant était, avant l’apocalypse, plus un candidat pour la potence que pour le prix Nobel de la Paix.

Après l’apocalypse, on entre là en profondeur, dans la psychologie du personnage. Car oui, si un virus a condamné l’humanité – tiens tiens –, la pandémie, bien que présente, n’est pas le sujet du bouquin. Le sujet c’est Karl, sa psyché, ses ruptures.

D’une ambiance post-apocalyptique à la *The Book of Eli* ou *I am a Legend* on passe d’un coup à une ambiance intimiste à la *Seul contre tous* ou *Taxi Driver*. On se rend compte que tout ne tourne pas rond dans la tête de celui qu’on prenait juste avant pour un héros malgré lui. Et l’auteur va aller jusqu’à expliquer, un peu, ce qui a bien pu le faire dérailler dans un troisième et court chapitre intitulé « Maintenant... ». Un titre qui, du coup, nous fait douter. Tout ce qui a été raconté précédemment est-il bien arrivé ? Va-t-il vraiment arriver ? Ou est-ce seulement un mauvais cauchemar ?

Quoi qu’il en soit, Karl est un personnage complexe dans un récit alambiqué. Finalement c’est assez logique. D’autant que l’auteur maîtrise à merveille son sujet aussi bien au niveau narratif, avec cette chronologie inversée et ces flash-backs à l’intérieur même

D’une ambiance post-apocalyptique à la The Book of Eli ou I am a Legend on passe d’un coup à une ambiance intimiste à la Seul contre tous ou Taxi Driver

des chapitres, qu’au niveau du dessin. Majoritairement en niveau de gris, avec des structures de pages très variées, Winshluss apporte avec parcimonie des touches de couleur bienvenues et des cases plus proches de l’illustration que de la bande dessinée.

Autant d’éléments qui font de ce *J’ai tué le soleil* une nouvelle œuvre majeure de l’auteur à qui l’on doit déjà les fabuleux *Pinocchio*, *In God We Trust*, *Dans la forêt sombre et mystérieuse* ou encore *Gang Of Four*.

J’ai tué le soleil de Winshluss. Gallimard.



Le Grand-Duché de Luxembourg n’a jamais été une puissance coloniale, mais il fut largement associé à la politique coloniale de la Belgique. De nombreux Luxembourgeois partirent s’installer au Congo belge entre 1880 et 1960. Missionnaires, ingénieurs, commerçants, artisans et même fonctionnaires coloniaux, ils participèrent en grand nombre à la colonisation en Afrique centrale.

Dans la première monographie consacrée à l’aventure coloniale luxembourgeoise au Congo, l’historien Régis Moes retrace l’histoire des colons luxembourgeois et analyse leur statut légal au Congo belge, la composition socioprofessionnelle de leur groupe, mais aussi la propagande coloniale faite au Grand-Duché.

Cette colonie qui nous appartient un peu

La communauté luxembourgeoise au Congo belge 1883-1960

Ce travail de recherche de 438 pages illustrées, primé meilleur mémoire de Master 2 par la Fondation Robert Krieps en 2010, vient d’être réédité et est à nouveau disponible en librairie au prix de 35 euros ou sur land.lu

Il fallait « Osé »

Salomé Jeko



Jean-Baptiste Durand

Petit cadeau du mois d'août, un peu pour consoler tous ceux qui n'auraient pas quitté le pays pour des destinations plus ensoleillées, que cette adresse encore confidentielle que je vous dévoile aujourd'hui. Direction Ellange pour rencontrer un jeune chef fraîchement débarqué au Luxembourg et qui, c'est certain, fera beaucoup parler de lui dès la rentrée.

Tout début juillet, Jean-Baptiste Durand a apposé son enseigne sur la maison occupée jusqu'alors par l'ancienne brasserie *Am Duerf*. Un pari « Osé » – c'est le nom de son restaurant – lancé pendant une période compliquée pour le secteur Horeca. Pour autant, ce Français de 29 ans ne semble pas avoir froid aux yeux et surtout, il sait où il va. « C'était mon rêve depuis toujours que d'ouvrir ma table avant mes trente ans. Quand mon frère, qui est mon associé, m'a proposé de me lancer ici, j'étais tout de suite partant », confie-t-il. Ni une ni deux, Jean-Baptiste contacte son ami Johan qui devient son second en cuisine – « c'était prévu depuis des années que ce serait lui le jour où j'ouvrirai » – puis recrute Théo, le pâtissier, Jeanne, la sommelière et Bastian pour la salle, riche de ses dix ans d'expérience au Luxembourg. La petite équipe est au complet et l'aventure démarre... avec des travaux. « On a tout refait à l'intérieur du restaurant. J'ai poncé les anciennes tables, mais aussi la planche du bar originel, mon frère a fourni du bois de son jardin, ma mère a brodé les serviettes et fait les rideaux... La peinture a été refaite, les lustres ont été changés : on a vraiment mis la main à la pâte pour faire un endroit où l'on se sent bien », décrit le chef.

Rapidement, une carte s'esquisse dans l'esprit de Jean-Baptiste. Une carte qu'il ambitionne de changer tous les mois et qui s'inspire évidemment des saisons, mais surtout de la nature que le chef affectionne tout particulièrement. « J'ai envie de varier ma cuisine en fonction de ce que je trouve dans le jardin ou dans la forêt. Il y a trop de belles choses durant une saison pour ne proposer qu'un menu, ce serait vraiment frustrant. Là, je me rôde encore, je découvre les producteurs locaux, je m'imprègne des lieux, mais j'ai déjà plein d'idées en tête », explique-t-il en nous faisant découvrir ses amuse-bouche du moment. Chou à la crème de Noilly Prat, galette de betterave, crème brocolis et œufs de poisson, puis truite fumée et

poudre végétale comme un Apéricube. « Végétal », le style est annoncé. « J'ai travaillé au Bloempot, à Lille, avec Florent Ladeyn. C'est lui qui m'a vraiment fait découvrir cet aspect de la cuisine, on partait faire de la cueillette les après-midis et ce travail avec les plantes a considérablement enrichi mon style. Aujourd'hui j'ai toutes les herbes qui poussent dans le jardin de mon frère et je compte aménager prochainement le mien derrière le restaurant », indique le chef en servant une assiette de jambon du pays et des petits pois-carottes gourmands à souhait. « Je veux créer des surprises autour de choses simples. Au début, je parlais dans tous les sens, je voulais m'exprimer. Puis j'ai appris à me recentrer sur l'essentiel et c'est ça que je fais aujourd'hui. Il faut bien sûr de la technique, mais il faut du goût avant tout ».

Et c'est autour d'une assiette – à se damner – de ravioles végétales, mousseline de colin aux herbes, mayonnaise poireaux et graines torréfiées que Jean-Baptiste Durand revient sur son parcours, jonché d'une flopée de noms de grands chefs étoilés. « J'ai grandi à côté de Disneyland, dans un petit village de Seine-et-Marne, en pleine campagne. D'où mon intérêt pour la nature, je ne me vois pas dans une grande ville ». À quinze ans, l'adolescent s'ennuie un peu dans son lycée ; sa mère décide alors de l'envoyer en stage chez un ami de la famille, Éric Guérin, une pointure de la gastronomie française. « Je me suis retrouvé près de Saint-Nazaire, au milieu des marais, dans les cuisines de la Mare aux oiseaux. Le premier jour, on m'a dit de rester dans un coin et d'observer. J'étais figé, totalement impressionné par le ballet des serveurs, les flammes, les odeurs, les Oui Chef !... Le soir, dans ma chambre, j'étais très ému et ça a été la révélation : je voulais faire ce métier », se souvient-il.

Direction le lycée hôtelier pour un bac en alternance au sein des cuisines de la Vieille Auberge, à Villeneuve le Comte, puis de celles du Burgundy, à Paris, aux côtés du chef Pierre Daret. « Une fois mon bac en poche, je suis passé demi-chef de partie aux garnitures et responsable des petits déjeuners. C'était de grosses journées, mais une super école. Jean-Baptiste rejoint ensuite le Jardin des plumes,

à Giverny, table récemment ouverte par son mentor Éric Guérin. Deux ans plus tard, l'établissement décroche sa première étoile. « J'étais alors sous-chef, c'était une grosse responsabilité et ça m'a fait décoller ». Le jeune homme en profite pour enrichir son CV et passe alors par les cuisines de Kitchen Galerie, dirigées par William Ledeuil, puis retourne à la Mare aux oiseaux, où il reste plus d'un an et demi en tant que premier chef de partie. « On m'a proposé la place de chef exécutif mais j'ai décliné. C'est là que je suis allé à Lille, au Bloempot. Puis j'ai eu besoin de bouger, de me ressourcer ».

Après une pause de deux mois, Jean-Baptiste fait la réouverture du Jardin des plumes auprès de David Galienne. « Ça a été incroyable de travailler auprès de lui, la cuisine était exceptionnelle, j'étais libre au niveau de la création. Quand j'ai fait ce que j'avais à faire, je suis partie à Collioure, à la mer, au restaurant la Balette, chez Frédéric Bacquière. C'est là que j'ai réappris la simplicité, le goût franc d'un produit bien cuit, accompagné d'un beau jus et d'une garniture bien déclinée. Et comme j'adore travailler le poisson, c'était parfait ». Une passion qui se ressent dans l'assiette de maigre de ligne servie en plat principal. « C'est ça ma cuisine, un poisson arrosé d'un léger filet d'huile d'olive que je cuis en douceur, sans trop l'agresser. Des poivrons multicolores qui m'inspirent et que je laisse longtemps compoter sur le coin du fourneau, une fleur de courgette pour la douceur, une huile de basilic maison », décrit le chef qui après Collioure, voyage un peu, se cherche beaucoup... avant de s'installer chez son frère, à Puttlinge-lès-Thionville, durant le confinement... C'est finalement là qu'il se trouve, avec ce projet de restaurant qui l'émoustille. « Osé, c'est trois lettres car on est trois associés, mais c'est surtout trois mots : Origine, Saveur et Équilibre », dévoile-t-il autour d'une assiette de dessert composée d'un entremets fraise-verveine, de sureau et d'un sorbet persil-verveine, étonnant et exquis. Deux adjectifs qui siéent parfaitement à cette nouvelle table pleine de fraîcheur, qui promet de souffler un vent nouveau sur le paysage gastronomique local. ●

Stil

L'ENDROIT



Nyx

Le développement d'Esch-Belval va bon train et jusqu'au grand lancement d'Esch2022, capitale culturelle, la ville nouvelle connaît désormais l'un ou l'autre endroit de divertissement prêt à concurrencer les plus beaux de la capitale. Inutile de rappeler le look parfait du japonais Nonbe, certainement le plus surprenant au niveau architecture d'intérieur. Vient de s'ajouter sur le boulevard du Jazz, dans un coin isolé avec une terrasse bien protégée, le

minimaliste mais néanmoins élégant et très spacieux Nyx- food & wine expérience (photo : GD). Il est né tout d'abord de l'envie d'une société d'offrir une cantine de qualité à son personnel. Cantine n'étant pas vraiment le terme à retenir quand on voit le résultat de ce local où les architectes venus de l'étranger n'ont rien laissé au hasard. Un resto de plus de cent places, une jolie terrasse, un bar à vin et un take away forment un tout très homogène. Au rayon vins, on propose des flacons plutôt inédits. Au comptoir take away, qui ouvre dès sept heures du matin, les viennoiseries, salades et yaourts ne se refusent pas une touche grecque (comme les vins d'ailleurs) et d'autres produits d'épicerie de luxe y sont suggérés. Vu l'espace généreux à disposition, Nyx propose aussi ses grandes salles pour des séminaires, réunions et

fêtes privées. Nul besoin de dire que l'élégance réclame son prix. Ainsi, les plats à la carte vont de 24 à 110 euros, les desserts entre dix et quatorze euros. GD

LA DOUCEUR

Café gourmand

Ce fut une belle invention. Un concept culinaire qui regroupait quelques minuscules desserts autour du café. En somme, le café gourmand était conçu pour ces dames (et messieurs) qui ne désiraient pas vraiment de dessert, mais aimaient terminer leur repas par une petite touche de sucré. Laquelle allait dissiper les restes de goûts de fromage, d'ail ou autres relents d'assaisonnements très

généreux. On y trouvait souvent un mini éclair, un macaron, un rien de crème brûlée, un soupçon d'île flottante, ou une petite truffe au chocolat amer, le tout servi en trio avec un espresso nature ou une noisette (espresso macchiato), voire un thé pour celles et ceux qui aiment moins l'arabica. Ces petits en-cas succulents étaient généralement préparés dans la maison et le tout ne dépassait pas le prix d'un dessert normal, kawa compris. Or, de nos jours, dans la plupart des restos on est étonné de constater que le prix de cette apothéose du repas a doublé sinon triplé. Ce qui était un petit délice est devenu une invitation à la goinfreie calorique. Or, lorsque panna cotta, mousse au chocolat et baba au rhum vous arrivent à table en taille XL, cela fait peut-être plaisir au restaurateur pour gonfler l'addition, mais le

client risque de trouver ça un brin *too much*. D'autant plus que si ces mignardises sortent de grandes firmes industrielles et ne sont même plus préparées dans la maison, on a le droit de se sentir moyennement, sinon sérieusement dupé. Du coup, on se dit que finalement la tradition du speculoos ou du sablé offert avec le café font tout aussi bien, voire mieux l'affaire. GD

L'ENDROIT

Kin Khao

Au centre-ville, l'offre en matière de spécialités thaïlandaises était plutôt chic et chère. Mais voilà que la bande de Concept + Partners nous amène en bas de

la rue Aldringen, leur formule connue depuis plusieurs années par les clients du Kinopolis, le Kin Khao. Cette version « city » (à l'ancien Braushaus) ne se distingue pas vraiment de celle du complexe cinématographique. Des classiques de la cuisine thaï y sont affichés et un menu du jour sans chichi à 17 euros. Pour avoir essayé les chicken wings suivis d'un plat de fruits de mer, nous devons avouer que le rapport qualité-prix est tout à fait respectable, mais que la préparation n'a pas de quoi faire tomber en extase. Ce qui pourrait devenir une vraie valeur ajoutée dans ce lieu qui, avant covid, essayait de contenter les amateurs de houblon, c'est la formule bar à cocktails du rez-de-chaussée (photo : GD). Dans une ambiance de rouge et de noir stendhalien vous



sont proposés une série de tapas à partager autour d'une carte assez surprenante de breuvages. Ils sont listés façon booklet, chaque page étant consacrée à une autre étape du développement humain allant du « Australopithecus » au « homo sapiens ». Une vraie recherche anecdotique accompagne tout ceci et les drinks sont finalisés à base de matières premières et de jus principalement concoctés en maison. Quelques « spritz » sophistiqués offrent en outre une belle alternative au sempiternel « Apérol ». GD

